

**Dortmunder Konzepte
zur
Fremdsprachendidaktik
Band 3**

Helmut Heuer (Hg.)

**Fremdkultur hautnah:
Anglistikstudenten und ihre Auslandserlebnisse**

**Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer
Bochum 1995**

Inhalt

Einführung: Kreatives Schreiben von Erlebnisberichten zur interkulturellen Wahrnehmung und zum Fremdverstehen (Helmut Heuer)	3
Big Apple – ein unvergeßliches Abenteuer in New York (Sonja Wolfer)	7
Mesa Verde in the American Southwest – eine Reise in die Vergangenheit (Kirsten Thomale)	16
Walking a Mile in Moccasins – bei den Crow Creeks in South Dakota (Sabine Dräger)	22
Flintstones and Daffodils – eine Wanderung auf dem South Downs Way von Alfriston zu den Seven Sisters (Lars Hesse)	29
Welcome to Leeds – erste Begegnung mit dem englischen Studentenleben (Sofia Dickings)	38
The Isle of Anglesey – gefährlicher Sommerjob in Wales (Nicole Janze)	44
Shetland Islands – ein Wintererlebnis in der Einsamkeit (Silke Merte)	49
Emigrants, Immigrants and Me – eine irische Story (Sabine Becker)	56
Foreign Experiences with English – in einem israelischen Kibbuz (Katja Ruppelt)	61
English as a World Language – mit ERASMUS in Athen (Kai Uwe Hölscher)	68
Anhang: Karten (in der elektronischen Version nicht vorhanden)	

Helmut Heuer (Dortmund)

Einführung: Kreatives Schreiben von Erlebnisberichten zur interkulturellen Wahrnehmung und zum Fremdverstehen

Zur Theorie

Das Konzept des kreativen Schreibens von Erfahrungsberichten zur differenzierten Wahrnehmung und zum landeskundlich-interkulturellen Fremdverstehen beruht auf der Verknüpfung von Auslandserlebnis und nachträglicher Reflexion im schriftstellerischen Gestaltungsprozeß, wie es in den landeskundlichen Betrachtungen der Zeitschrift *Englisch* und in begleitenden Beiträgen dargestellt worden ist.¹

Das Konzept der Erlebnisberichte zum interkulturellen Fremdverstehen läßt sich folgendermaßen umreißen:

"*Creative writing* ist ein didaktisches Stichwort unserer Zeit. [...] Die Rezeptionsästhetik und die mit ihr verbundene Dynamik verwandelt den Leser in einen kreativen Schreiber. Die Begegnung mit dem anderen Lande weckt Imaginationen und die Lust an erzählerischer Gestaltung der Eindrücke, Gefühle und Gedanken. Die Verarbeitung des fremdsprachlichen Ziellandes durch sprachliche Partizipation führt in den Bereich persönlich motivierter und verantworteter Ausdrucksbekennung.

Der Begriff des *interkulturellen Verstehens* ist ebenfalls ein aktueller Begriff, der im Sinne von transnationaler und internationaler Begegnung den Globalisierungsprozeß unserer Welt kulturell und literarisch vertieft. Interkulturelles Verstehen und Mißverstehen kann auf der Oberfläche politischer und persönlicher Begegnung ablaufen, kann und muß aber auch im heutigen grenzüberschreitenden Denken in die Tiefe politisch-kulturellen Ausgleichs und existentieller Daseinsbefindlichkeit eindringen.

Auslands- und Studienreisen werden im weiten Spektrum von oberflächlicher Performanz und langfristig wirksamer Begegnung zwischen Völkern und Nationen erlebt. Allerorten, regional und ubiquitär, starten Reisende in alle Welt. Schüler, Studenten, Teilnehmer der Erwachsenenbildung und anderer Fortbildungsinstitutionen, Touristen und kurzfristig Buchende fahren in fremde Länder und treffen andere Menschen in bi-kulturellen und multi-kulturellen Situationen. Schemata des Vorwissens werden aktiviert und üben einen großen Einfluß auf die Bewertung mittelbarer und unmittelbarer Begegnungen aus. Die Grenzen zwischen massenmedialer Vorinformation, schulisch und akademisch vertieftem landes- und kulturkundlichem Wissen und der realen Auslandsbegegnung verwischen sich in Reisepsychologie und Reisewirklichkeit. In der Erlebnisdiagnostik des Eigenen und des Fremden vollzieht sich heute ein millionenfach und täglich gestricktes Netz von interkultureller Stereotyp-Befestigung, Stereotyp-Brechung und gegenstandsgerechter, spezifizierender Einzelbeobachtung und Einzelbeurteilung. Vorwissen und Vorurteile weichen einer differenzierenden neuen Sicht.

Die nachträgliche Gestaltung einer Auslandsreise und ihrer Aspekte aktiviert das fruchtbare Wahrnehmungsfeld des anteilnehmenden Beobachters. Die erlebte Reise ist eingebettet in gleichsam fühlbar gemachte Landschaft und in Begegnungssituationen mit Menschen, die in anderen geschichtlichen und kulturellen Bezügen leben. Diese kreative Fassung des nicht ganz Faßbaren mündet in sprachliche Äußerungen ein, die in zahlreichen Textformen, vom Kurzbericht bis zur Erzählung, variiert werden können. Die so entstandenen Texte werden wiederum als interkulturelle Geschichten in den Kreislauf grenzüberschreitender Begegnung eingespeist und tragen ihrerseits zur Differenzierung des Vorwissens und der Wahrnehmungsschemata bei."²

Zum Seminarkonzept

In einer Lehrveranstaltung im Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Dortmund wurde die obige Zielsetzung erprobt und führte zu anregenden Texten, die hier veröffentlicht werden sollen. Die Verfasser sind Anglistik-Studierende in höheren Semestern, die auf Reisen, im Studium oder Praktikum nach Großbritannien, nach Irland und in die Vereinigten Staaten von Amerika fuhren und im Sprachmedium des Englischen eine andere Welt erlebten. Zwei Berichte behandeln auch Länder, in denen Englisch nicht Staatssprache ist (Griechenland, Israel), aber als *lingua franca* in internationalen Begegnungssituationen zur Geltung kommt (ERASMUS-Austauschprogramm, Arbeitsprojekt in einem Kibbuz).

Die Lehrveranstaltung (Hauptseminar) war in mehrere Handlungsstufen eingeteilt. Zuerst stellten die Studierenden ihre landeskundlichen Erfahrungen und Erlebnisse vor. Eine anschließende Gesprächsrunde kreiste um den Inhalt, die involvierten Menschen und mögliche Gestaltungsformen. Vorliegende Texte zur Thematik der erlebten Landeskunde in der Rubrik der "Landeskundlichen Betrachtung" der Zeitschrift *Englisch* wurden als Anregung für das quasi-literarische Schreiben in der Einübungsphase des Seminars aufgenommen. Erste Schreibversuche zur Formulierung der ersten Absätze der geplanten Erzählungen schlossen sich an.

Das eigentlich produktive Schreiben erfolgte dann zu Hause. Die Studierenden entwickelten sehr unterschiedliche Schreibprozesse. Die einen warteten auf einen fruchtbaren Moment in einer Mußestunde, vorzugsweise am Wochenende, die anderen arbeiteten und feilten fortlaufend. Eine Gruppe von Texten wurde konsequent vom Anfang bis zum Ende verfaßt. Eine andere Gruppe von Texten zeichnete sich dadurch aus, daß zuerst die Geschichtsmittelpunkte wuchsen und so Erzählkerne bildeten, um die herum sich weitere Erzählschalen legten. Die Erzählungen wurden in dem Seminar vorgelesen, ihre Stärken und Schwächen besprochen. Die Verbesserungsvorschläge der Seminargruppe wurden als sehr hilfreich empfunden und in den meisten Fällen von den Autoren aufgenommen.

Über die Schreibvorgänge und ihre Herausforderungen urteilten die studentischen "Schriftstellerinnen" – sie bildeten die Mehrheit – und "Schriftsteller":

"Die erste Schwierigkeit bestand für mich darin, die Vorgaben für diesen Text zu erfüllen. Der Text sollte folgende Kriterien berücksichtigen: Er sollte eine kreative Darstellung eines persönlichen Erlebnisses im Ausland sein und gleichzeitig auch einen gewissen Teil an landeskundlichen Informationen bieten. Diese beiden inhaltlichen Vorgaben mußten nun kreativ so verknüpft werden, daß sie eine in sich stimmige und interessante Geschichte darstellten. Während des Schreibens merkte ich immer wieder, wie schwer es mir fiel, solche persönlichen Erlebnisse, Gedanken und Gefühle in einer Geschichte darzustellen, die dann von anderen gehört bzw. gelesen werden würde, die mich kaum oder gar nicht kannten. Das kreative Schreiben selbst war eine Herausforderung, da ich bisher einen solchen Erlebnisbericht noch nicht verfaßt hatte. Besonders schwierig gestaltete sich dabei die Frage eines zum Lesen verlockenden Anfanges der Geschichte und natürlich auch die Formulierung eines guten Endes. Im Schreibprozeß mußte ich immer wieder die Entscheidung treffen, welche Begebenheiten oder landeskundlichen Informationen ich in die Handlung bzw. den Bericht einbringen wollte und welche ich als überflüssig, mißverständlich oder auch einfach für den Leser nur langweilig weglassen sollte" (S.W.).

"Es schien eine unlösbare Aufgabe zu sein: Wie soll man anderen Menschen seine Erlebnisse, Gedanken und vor allem Gefühle mitteilen? Würden meine sprachlichen Fähigkeiten ausreichen? Könnte ich erzählen, was ich erlebte und fühlte, und dabei noch dem Anspruch gerecht werden, den die Aufgabe stellte? Zunächst saß ich da, saß einfach nur da und machte mir Gedanken, welches "typische" (stereotypische?) Erlebnis von den vielen, die ich in Irland hatte, ich wohl anderen Menschen erzählen wollte. Das Gerüst, gebildet durch die Briefe, wurde dann recht schnell, innerhalb von ca. zwei Tagen, mit Worten gefüllt und immer wieder abgeändert. Vor allen Dingen tauschte ich ständig Adjektive aus, las den Text laut, tauschte wieder aus. Hier muß ich mich auch bei meinen Freunden bedanken, die sich mit echter Geduld fortwährend neue Versionen des Textes anhörten und gute Tips gaben. Ich denke, daß es sehr wichtig ist, bereits beim Schreiben den Text von anderen lesen zu lassen" (S.B.).

"Der Schreibprozeß lief in mehreren Phasen ab. Zuerst habe ich den Anfang geschrieben. Dann setzte ich zunächst in 'dünner' Form die gesamte Wanderung um. Schon während dieser Schreibphase bildeten sich Erlebnis-Inseln, die ausführlicher dargestellt wurden. Diese Inseln wurden dann noch einmal bewußt vergrößert und ausgefeilt. Immer wieder fielen mir *bits and pieces* ein, die ich an den entsprechenden Stellen einsetzen konnte, wie z.B. das Gedicht von Tennyson. Dieses hatte ich vor Jahren an der Wand der *Tourist-Information* von Brighton hängen sehen und in ein kleines Notizbuch geschrieben. Die Figur des *peregrine*, des Wanderers, entstand schon mit dem ersten Anfangsentwurf. Während ich in einer früheren Version beim ersten Dialog in einen Ich-Erzähler wechselte, wurde ich durch das Seminar darin bestärkt, die Erzählperspektive des Wanderers beizubehalten" (L.H.).

Differenzierte Wahrnehmung anderer Kulturen

Es ist offenbar ein "Gesetz des Sehens", daß Menschen dazu neigen, das, was sie in ihrem Inneren besitzen, auf die wahrgenommene Welt zu übertragen. So beeinflussen die eigenen "Schemata" die Aufnahme und Verarbeitung neuer, anderer, fremder Phänomene. Die Wahrnehmung "fremder" Kulturen darf keine "Falsch-Nehmung" sein, sonst werden Stereotypen gefestigt, und es wird nur das gesehen, was schon im Kopf gespeichert ist. Will man den Dingen und den Menschen auf den Grund gehen, hilft nur eine flexible Wahrnehmung. Das bedeutet differenziertes Sehen, Hören und auch Fühlen.

Die Erlebnisberichte zeigen, daß die studentischen Autoren durch landes- und kulturkundliche Studien sensibilisiert sind, daß grobe Stereotypen nicht in Erscheinung treten und, wenn sie doch einmal auftreten, durch verfeinerte Darstellungen aufgehoben werden und sich mit der Komplexität der wahrgenommenen Welt verbinden. Die Übertragung eigener Lebenszusammenhänge und Erwartungs- und Wunschfelder auf die erlebten anderen Welten ist in den Ich-Erzählungen sichtbar zurückgenommen. Es ergibt sich eine ungezwungene Haltung, eine freie Art und Weise, der fremden Welt zu begegnen.

Die vorgelegten Texte zeigen ein gutes Einfühlungsvermögen in die kulturellen Kräfte der anderen Lebenswelt. Kultur wird nicht nur als Ausdruck komplexer Alltäglichkeit erfaßt, sondern auch als Feld von Wertsystemen geistigen Lebens.

Das Landes- und Kulturwissen der studentischen Autoren zeigt sich in einem elastischen Umgang mit den neuen Kulturstrukturen. In einer zukunftsweisenden interkulturellen – genauer – transkulturellen Kommunikation mit den fremden Gesprächspartnern stellen die jungen Menschen sich selbst dar, machen sich verständlich und verstehen zugleich die auf sie zukommenden Situationen. Sie kommen vom Verstehen zum Verständnis und zur Verständigung.

Die verständnisvolle Begegnung mit anderen Ländern kann als "direkte Methode der fremdkulturellen Begegnung" bezeichnet werden. Sie stellt hohe Anforderungen an die Studenten, die sich bewähren müssen. Sie müssen sich durchbeißen. Man hört ihr Herz klopfen. Manchmal haben sie Angst vor dem Unbekannten, manchmal feiern sie innere Triumphe. Sie fühlen sich auch wie Sieger, die den 'gordischen Knoten' auf ihrer Weltreise durchschlagen haben.

Schreiben als Reise ins Innere

Die kleinen und großen Reisen werden in Erlebnisform und mit emotionaler Anteilnahme erzählt. Genaue Beobachtungen, unerwartete Handlungen und realistische Dialoge vermitteln anschauliche Reisebilder. Eine Auslandsreise dieser Art, von den Autoren zweimal erlebt, erst beim Reisen und dann beim Bewußtwerden im Schreibakt, ist auch eine Reise ins Persönliche und Innere, in die Identität des Schreibenden.

Die landeskundlich und interkulturellen Wahrnehmungs- und Lernstufen von Vorwissen, institutionalisiertem Wissenserwerb (Schule, Hochschule) und Auslandsaufenthalt (möglichst wissenschaftlich gesteuert und begleitet) wird durch die letzte Stufe, die reflektierende schriftliche Darstellung (in sachlicher oder auch erlebnisbetonter Form) erhöht und abgeschlossen. Erst durch die textgestaltende Arbeit, die zugleich Konzentration und Anstrengung bedeutet, werden die Einzelwahrnehmungen integriert und zu überdauernden Grunderfahrungen mit anderen Kulturen und den Daseinsbefindlichkeiten der in ihnen lebenden Menschen zusammengefaßt.

Das eigene Ich wird im Schreibprozeß neu erlebt – in Hinblick auf Nähe und Distanz zur Welt, auf Mitteilen und Fürsichbehalten, auf rekapitulierende Erinnerung und kreativ-verändernde Rückschau. Schreiben ist auf eine besondere Weise ein Wiedererleben. So heißt es in den anschließenden Reflexionen der studentischen Erzähler über den Schreibvorgang:

"Man macht sich während des Schreibprozesses Gedanken über das selbst Erlebte, reflektiert manche Situationen mit dem nötigen Abstand, den man braucht, um anderen das mitzuteilen, was man erlebt hat" (S.B.).

"Ich bin mit dem Ergebnis nun doch zufrieden. Bei der Aufarbeitung der Erinnerungen haben mir weniger Fotos, mehr jedoch eine Art Reisetagebuch, das ich während der sieben Wochen geführt hatte, weitergeholfen. Die Geschichte ist nun mit diesem Bericht für mich nicht abgeschlossen, sondern sie legt eher einen Grundstein für weiteres Interesse" (S.D.).

"Ein derart intensiver Schreibprozeß trägt auch dazu bei, seine Umwelt neu und mit anderen Augen zu betrachten. Ich ertappe mich nun immer häufiger dabei, daß ich Alltagssituationen neu und kritisch bewerte und deren textliche Umsetzung überlege. Passende Formulierungen, Metaphern und beschreibende Adjektive fallen mir ein, und das Erleben bekommt eine neue Dimension und Qualität. Insgesamt bewerte ich daher diesen Schreibprozeß als sehr fruchtbar. Das Verfassen eigener Texte kann sicherlich eine dauerhafte Veränderung der Sichtweise erreichen und die persönliche Entwicklung fördern" (L.H.).

Dankeschön

Nachdem die Studierenden ihre Erlebnisgeschichten vorgetragen und am Semesterende eingereicht hatten, erfolgten eine "Entfehlung" durch einen kleinen Ausschuss (Lars Hesse, Kai Hölscher, Kirsten Thomale und Sonja Wolber), eine redaktionelle Durchsicht (Lars Hesse) und ein Korrekturdurchgang von *native speakers* (Graham Cass und Paul M. Underwood).

Anmerkungen

¹ Helmut Heuer: "Landeskunde und kreatives Schreiben: Interkulturelles Verstehen durch erlebte Auslandsreisen". *Grenzenloses Sprachenlernen*. Hg. Renate Grebing. Berlin: Cornelsen, 1991. S. 205-216.

Ders.: "Zur interkulturellen Wahrnehmung als Voraussetzung einer kommunikationsorientierten Landeskunde im Englischunterricht". *Kommunikativ-funktional orientierter Fremdsprachenunterricht*. Hg. Norbert Lademann und Gabriele Wendt. Berlin: Cornelsen, 1991. S. 47-53.

Vgl. ferner die Kolumne "Landeskundliche Betrachtung" in *ENGLISCH* seit 1988, u.a. auch die durch einen gesonderten Theorieteil eingeleiteten Erlebnisberichte, wie "Dover und Eastbourne: Bilder und Konfigurationen der englischen Südküste", *Englisch*. 27 (1992). S. 154-159; "Fremdkulturelle Begegnung: Verstehen und Mißverstehen im Indianerland". *Englisch*. 30 (1995). S. 34-40.

² Helmut Heuer: "Landeskunde und kreatives Schreiben: Interkulturelles Verstehen durch erlebte Auslandsreisen". a.a.O. S. 205-206.

Sonja Wolfer (Dortmund)

Big Apple – ein unvergeßliches Abenteuer in New York

... und den Finger auf der Landkarte

Elf lange Stunden in einer Boeing 747 der *Pakistan International Airlines*, eingeklemmt zwischen den Körpern meiner beiden Begleiter rechts und links, deren intensiver Zigarettenkonsum jedes Durchatmen unmöglich macht.

Elf Stunden, die nur durch Kevin Costner als heldenhaften *Bodyguard* und durch zwei Mahlzeiten unterbrochen werden. Wie schön muß es doch sein, sich dem "Land der unbegrenzten Möglichkeiten" auf einem Schiff zu nähern. Ein Schiff, das einerseits Tage benötigt, um den Reisenden über den Atlantik zu bringen, das ihm andererseits jedoch so viel Bewegungsfreiheit und frische Luft bietet, daß all die verlorene Zeit durch diesen Anreiz wieder hundertfach aufgewogen wird. Doch seltsamerweise hat keiner der Autoren meiner beiden Reiseführer dieses Transportmittel auch nur in Erwägung gezogen. Die Fülle der Informationen reicht vom Besuch beim Reisebüro, über bequemes Schuhwerk bis zur abzuschließenden Haustür vor Reiseantritt, doch zum Kauf einer Schiffsfahrkarte wird mit keinem Wort geraten.

Und doch fühle ich in diesem Moment, in dem mir beide Füße eingeschlafen sind, ganz genau, daß dieser Flug über den Atlantik von Frankfurt/Main bis nach New York in der engen und bis zum letzten Platz besetzten Kabine schon eine halbe Ewigkeit dauert. Erst jetzt wird mir bewußt, wie groß die Entfernung von 6000 Luftkilometern wirklich ist.

Elf Stunden Flug ... Wie groß muß dieses Land Amerika sein, in dem zwei seiner Metropolen, New York City am Atlantik und San Francisco am Pazifik, 4900 Straßenkilometer auseinander liegen? Werden wir tatsächlich all die Orte und Städte sehen, die wir in den vergangenen Wochen in unseren Träumen schon so oft besucht haben? New Orleans, die Geburtsstadt des Jazz im Südosten, Washington, D.C., die Hauptstadt der Vereinigten Staaten, und natürlich auch Chicago, mit all seinen Gangsterlegenden am Lake Michigan im Nordosten des Landes?

Mir kommen plötzlich Zweifel an der Durchführbarkeit unserer Pläne, während ich zusammen mit Carsten die Landkarte der Vereinigten Staaten betrachte, soweit das in der Enge des Flugzeugs überhaupt möglich ist. Wir diskutieren eine Weile hin und her, und Gerhard versucht mit Hilfe seines Daumens und Zeigefingers die Entfernungen anhand des Maßstabes zu bestimmen. Wir sind nun wieder ganz zuversichtlich, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Strecke von New York City nach Boston nur eine Ringfingerlänge seiner Hand beträgt.

Ich glaube schon nicht mehr daran, daß dieser Flug jemals enden wird, da gibt mir die Stewardess das erlösende Zeichen in Form eines Fragebogens, der *immigration form*. Sie verschafft mir die Gewißheit, daß wir nun bald auf amerikanischem Boden landen werden. Mit dem Ausfüllen dieses Formulars beantrage ich ein Visum für die USA, indem ich wahrheitsgemäß über all meine möglichen faschistischen, kommunistischen und kriminellen Mischgeschäften – besonders im Hinblick auf das Drogengeschäft – Auskunft zu geben habe. Daneben sind die Verfasser dieses Schriftstückes auch noch daran interessiert, genaue Angaben über die Dauer meines Urlaubes und mögliche Aufenthaltsorte zu erfahren, um bei unerwünschten Aktivitäten meinerseits so schnell wie möglich zugreifen zu können.

Wir trauen unseren Augen kaum. Glauben die Verantwortlichen dieses Formulars denn wirklich, daß auch nur einer freiwillig zugeben würde, daß er an der "kommunistischen Unterwanderung der USA" beteiligt ist? Welcher Drogendealer begibt sich aus freien Stücken in die Hände der Justiz? Natürlich weiß auch der ehemalige KZ-Wächter, daß ihm jeder amerikanische Grenzbeamte die Einreise in die USA verwehren würde, sollte er die Frage nach menschenrechtsverletzenden Taten im faschistischen Deutschland zwischen 1939 und 1945 mit "Ja" beantworten.

Mir kommt hier unwillkürlich der Gedanke, daß nicht nur die Deutschen eine Vorliebe für eine unsinnige Bürokratie zu haben scheinen, in der man Formular um Formular ausfüllt, ohne einen Sinn oder Zweck darin zu erkennen. Auch Gerhard wälzt ähnliche Gedanken, während er über der *immigration form* brütet:

"So muß sich wohl ein Flüchtling fühlen, wenn er bei uns Asyl beantragt! Was sind das denn für Fragen!?" Carsten zuckt nur mit den Schultern und murmelt:

"Das geht uns jetzt genauso. Wenn wir nicht gleich wieder zurück wollen, bleibt uns nur eines: Fragen so beantworten, daß alle zufrieden sind!" Gerhard kontert ironisch:

"Ja, nur daß bei uns keiner nachfragt!"

"Na hoffentlich", denke ich nur und mache mich daran, auch noch die *customs declaration* auszufüllen, mit dem sicheren Gefühl, daß unter meinen wenigen Habseligkeiten sicher nichts dabei ist, das zu verzollen wäre.

Frühstück bei Tiffany?

Das Flugzeug hoppelt noch einige Meter über das Rollfeld. Mein Magen hat in den letzten Minuten mehrmals seine Position im Körper verändert – noch eine kleine Linkskurve – das Flugzeug und mein Magen bewegen sich nicht mehr. Wir sind gelandet. New York!

Noch während ich meine Gedanken sortiere, legt sich Carsten quer über mich, um seine Nase neben die von Gerhard an die kleine Scheibe zu pressen und einen ersten Blick auf amerikanischen Boden – und sei es nur die Landebahn – werfen zu können. Nun verrenke auch ich mir den Hals und versuche, durch die Lücke zwischen Carstens und Gerhards Ohren zu linsen.

"Mensch, guckt mal, die Sonne scheint", jubelt Carsten.

"Ja, ja, wenn Engel ...", beginne ich, doch da fällt mir Gerhard schon begeistert ins Wort:

"Na logisch!"

Ist das eine Aufregung, ist das zu fassen! Wir sind endlich in New York, in Amerika! – Jetzt aber so schnell wie möglich raus hier, denke ich, und wir lassen uns in dem Sog, der alle Passagiere erfaßt zu haben scheint, nach draußen ziehen.

Meine ersten Schritte auf amerikanischem Boden mache ich also in New York, "*The World Capital of Excitement*", wie der *Visitors Guide*¹ jedem Touristen versichert. Und obwohl New York doch die Stadt ist, die niemals schläft, ist sie nach diesem Prospekt auch die Stadt, "die aus Träumen gebaut wurde, und die noch immer von Träumen gehalten wird".² New York sei die Stadt der Superlative, hört und liest man immer wieder, "sie ist ein unvergeßliches Abenteuer".³ Mir schießen Bilder von riesigen Wolkenkratzern, von berühmten Filmstars, von rauchenden Kanaldeckeln und von *yellow cabs* durch den Kopf.

Damals, in den zwanziger Jahren, hatte irgendein Jazzmusiker den Weg aus einer kleinen, verrauchten Kneipe in New Orleans bis ins strahlende New York geschafft: Mit New York City hatte er den größten Apfel erwischt, *the Big Apple*.

So oder ähnlich muß es begonnen haben, und seitdem ist *the Big Apple* ein Symbol für "die oberste Stufe der Erfolgsleiter"⁴, ein Symbol für die Stadt, die alle Extreme in sich vereinigt. Hier werden die Stars aus aller Welt am Broadway gefeiert. Die Geldsummen der Transaktionen und Spekulationen in der *New York Stock Exchange*⁵ in der Wall Street übersteigen jedes Vorstellungsvermögen und ermöglichen es den Aktieninhabern, bei Tiffany nicht nur staunend durch die Schaufenster zu starren, sondern sich ganz dem Reiz der kostspieligen Kleinigkeiten hinzugeben.

Doch nur wenige Meter neben den Luxuslimousinen und dem Glanz der Wolkenkratzer der Reichen New Yorks kämpfen Drogenabhängige, Obdachlose, ja sogar Kinder auf der Straße um das nackte Überleben. New Yorks Straßen und seine Häuserschluchten bieten die beste Kulisse für all die vielen Filme, deren Handlung doch nur ein fader Abklatsch der Realität ist.

"Visa macht's möglich!"

Doch auch diese faszinierende "Welthauptstadt"⁶ mit ihren 18,1 Millionen Einwohnern im gesamten Großraum New York hat ihre Wurzeln in einer kleinen Siedlung im 17. Jahrhundert.⁷ Ein Dorf im Vergleich zu dem New York der neunziger Jahre unseres Jahrhunderts, in dessen bekanntestem Flughafen *Kennedy International Airport* wir "Landeier" uns nun mit etwas gemischten Gefühlen auf den Weg zur Zoll- und Einwanderungsbehörde machen, um dort die erste Hürde unserer Ankunft in den USA zu nehmen.

Carsten und Gerhard werden von einer finster dreinblickenden Flughafenangestellten in eine andere Warteschlange verwiesen. Ich fühle mich nun doch ein bißchen verlassen. "Nur die Ruhe", spreche ich mir selbst Mut zu. Was soll denn schon schiefgehen?

Ein Passagier nach dem anderen wird in der Schlange vor mir abgefertigt. Ich komme immer näher ... Als ob ich etwas zu verbergen hätte! Ist doch alles wahr, was ich hier ausgefüllt habe! Ich überfliege noch einmal hastig die *im-*

migration form. Mein Paß – wo ist mein Reisepaß? Ich hatte ihn doch eben noch ... ah, Gottseidank, hier in meiner Hand.

Jetzt rei dich zusammen! Ich sehe wieder nach vorne und schaue direkt in die Augen des Beamten, der etwas gelangweilt auf mich wartet. Für einen New Yorker Zollbeamten scheinen Verhaltensweisen wie meine zum Alltäglichen zu gehören. Ich reiche ihm Paß und Formular und warte mit angehaltener Luft, jede Gesichtsregung genau beobachtend. Er schaut in den Paß, und noch während er mein Foto mit dessen Original vergleicht, wandert seine linke Hand langsam zu dem Einreiseformular.

Jetzt, denke ich, jetzt entscheiden sie, ob ich rein darf, in das "Land der großen Freiheit".

Wieder wandert eine seiner Hände über den Tisch – seine schlanken Finger umfassen den Griff eines Stempels und fhren diesen zu meinem Reisepaß – und schon habe ich ihn wieder, mit einem Visum für drei Monate in den USA!

"Thank you", sage ich, "thank you very much!" wiederhole ich noch einmal so laut, daß sich die Reisenden in meiner Nähe verwundert nach mir umdrehen. Ich ziehe mit einem Gefühl der Überlegenheit von dannen.

Gerhard und Carsten warten schon am Ausgang des Raumes, und wir bestaunen gegenseitig unseren Stempel auf dem kleinen angehefteten Zettel im Reisepaß, ohne den all unsere Träume wie eine Seifenblase zerplatzt wären. Doch noch ist nicht alles ausgestanden! Nur mal angenommen, unsere Rucksäcke wären in Amsterdam in das Flugzeug nach Rom verladen worden, das direkt neben dem unseren stand. Sind denn nicht einige Passagiere aus unserem Flieger dort umgestiegen?

"Jaaa, das wäre doch ein Abenteuer! Wir, fünf Wochen lang in Amerika, mit einem Paar Ersatzsocken im Handgepäck!" tönt Gerhard.

"Und einem Zelt in Rom", füge ich hinzu.

"Was denn, was denn!" beruhigt uns Carsten und fuchtelt uns weltmnnisch mit seiner neu erworbenen Kreditkarte vor der Nase herum. "Wer wird denn hier gleich Panik machen? Ist doch gar kein Problem: Visa macht's möglich! Und wenn ich nur noch meine Badehose am Leib hätte, auch da paßt die noch rein, weiß man doch!"

"Na logisch!" kommt es da wieder von Gerhard, und mit diesem Schlußwort wenden wir uns nun in Richtung der *baggage claim area*, darauf hoffend, daß unser bescheidenes Reisegepäck doch den langen Weg über den Atlantik mitgemacht hat.

Wir warten ... und warten ... und sehen uns die Gepäckstücke der Mitreisenden auf dem Laufband an. Viele Koffer sind da zu sehen! Auch einige Rucksäcke tauchen auf – aber keine Spur von unseren. Das gibt es doch nicht! Das war doch alles nur ein Spaß! Oder waren es etwa Vorahnungen? Irgendwas mußte ja schiefgehen! Meine Augen wandern zu der magischen Öffnung, aus der alle Taschen und Koffer auftauchen, und sie wandern weiter zu der Digitalanzeige, auf der die Flugnummer aufleuchtet. Der Druck in meiner Magengegend wird immer stärker. Kein Zweifel, ich bin nervös. Moment mal, das ist doch gar nicht "PK 721"! Carsten hat meinen Blick bemerkt und schaut nun selbst auf die Anzeigetafel.

"Mann, ist das peinlich!" stöhnt er. Da stehen wir nun seit zwanzig Minuten an dem falschen Laufband, das sich direkt neben demjenigen befindet, auf dem unsere Rucksäcke ihre einsame Runde drehen – und das ist sicher nicht die erste!

Wir haben es jetzt sehr eilig, diesen Teil des Flughafengebudes zu verlassen, in der stillen Hoffnung, daß niemand dieses Trauerspiel beobachtet hat. Der Ausgangsbereich des Flughafens ist kleiner als ich dachte. Ich schaue auf die Uhr: Es ist schon spät, viertel nach elf. Kein Wunder, daß ich so müde bin. Um sechs Uhr sind wir aufgestanden und um zehn Uhr waren wir in Frankfurt am Eincheck-Schalter. Um zwölf Uhr ging es dann endlich los, und jetzt sind wir hier. Wahnsinn! Aber halt, die Sonne scheint. He, aufwachen, du bist in New York und sechs Stunden jünger! Ich drehe mich einmal um meine eigene Achse auf der Suche nach einer Uhr, um die Ortszeit zu erfahren, da ich mich im Moment viel zu alt fühle, um diese Rechnung im Kopf auszuführen. Auch Carsten und Gerhard scheinen eher um mindestens sechs Stunden gealtert zu sein, wenn ich mir die tiefen Ringe unter ihren Augen ansehe. Ein Anblick, der mich im Moment auf jeden Fall davon abhält, in einen Spiegel zu sehen.

"Weiß einer von euch, wieviel Uhr es nach Ortszeit ist?" Carsten starrt weiter durch die Glaswand nach draußen, ohne meine Frage oder die vielen Taxis und Busse vor dem Flughafengebäude wahrzunehmen. Gerhard dreht sich langsam um und schaut mich verständnislos an.

"Was hast du gesagt?" Oh je, denke ich, der *jet lag* hat uns voll erfaßt. Dabei wissen wir noch nicht einmal, wo wir heute nacht schlafen werden. Sicher ist nur, daß wir uns noch heute auf den Weg in Richtung Boston machen wollen, um dort einen gewissen Markus zu besuchen. Markus, ein Freund von Gerhard, ist einer der wenigen glücklichen deutschen Studenten, die ein Stipendium für ein Studium in den USA ergattern konnten.

Doch wichtig ist jetzt nur eine Frage: Wie kommen wir nun nach Boston? Vielleicht hätte man das doch etwas genauer planen sollen? So ein Bett – jetzt gleich ...

Carsten ist plötzlich wieder aufgewacht: "Es ist genau siebzehn Uhr dreiundzwanzig und das bedeutet, die Zeitmaschine PIA hat uns sechs Stunden unseres Lebens wiedergeschenkt. Jawohl!"

"Jetzt stellt euch nur mal vor, wir wären nach San Francisco geflogen", fällt nun auch Gerhard wieder ganz begeistert ein, "da wären wir sogar noch jünger geworden!" Um seine Theorie noch zu bekräftigen, liest er uns den Abschnitt über die Zeitzonen der USA aus dem *Baxter* vor:

*"Das Festland der USA ist in vier verschiedene Zeitzonen eingeteilt, Eastern, Central, Mountain und Pacific mit jeweils einer Stunde Zeitunterschied zwischen jeder Zone. Mit Einführung der Sommerzeit in der Bundesrepublik beträgt der Zeitunterschied zur Eastern Time sechs Stunden."*⁸

Der Zeichnung im Reiseführer entnehme ich, daß es in San Francisco dreizehn Uhr ist, wenn es in New York sechzehn Uhr ist – also ist es jetzt am Pazifik etwa vierzehn Uhr dreißig – und in der Bundesrepublik ist es ... Ich gebe auf und stelle meine Uhr auf siebzehn Uhr vierundzwanzig und bin damit zufrieden.

Der operator, George und ich

Carsten, bei dem sich die vermeintliche Verjüngung nun doch in einem starken Organisationstrieb äußert, studiert eifrig in unserer YMCA-Adressenliste:

"Boston, Boston", hört man ihn murmeln, "nein, ist zu weit ..."

Gerhard beschäftigt sich inzwischen mit der Straßenkarte, während ich im Reiseführer nach dem Kapitel "Telefonieren" suche. Wie war das doch gleich mit dem *operator*? Ah ja, hier:

"In den USA Telefonieren. Lokale Rufnummern in den USA sind 7stellig. Vorwahlnummer = area code, eine 3stellige Nummer." Aha! "In den USA kann man bei Ferngesprächen von öffentlichen Fernsprechern nicht einfach den Hörer abnehmen, Geld einwerfen, Vorwahlnummer und Rufnummer wählen", da ist der Haken, "sondern muß über die Vermittlung ("O"-operator am Apparat angegeben). Von Telefonzellen 5-, 10- & 25-Cent Stücke benutzen."

Haben wir überhaupt Kleingeld? Mein Blick wandert weiter bis zu dem fettgedruckten Wort "Ferngespräche = *long distance calls*".⁹ Na, prima! Hier wird der ganze Vorgang Schritt für Schritt erklärt. Es scheint doch noch mehr Leute wie uns zu geben, die schon beim Telefonieren Schwierigkeiten haben. Beruhigend!

Nach einem gemeinsamen Blick auf die Karte einigen wir uns darauf, in einer YMCA-Herberge in Springfield/Massachusetts zu übernachten, das laut Karte etwa in der Mitte der zweihundert Meilen langen Strecke von New York nach Boston liegt. Vorausgesetzt natürlich, daß wir dort einen Platz bekommen. Also los, auf zum Telefon!

Gerhard kramt in seiner Kleingeldsammlung und fördert *quarters, dimes* und *nickels*¹⁰ im Wert von mindestens zehn Dollar zu Tage. Das sollte reichen. Ich halte mich nun ganz genau an die Anweisungen, die mir Carsten aus dem Reiseführer langsam vorliest.

Ich hebe den Hörer ab, werfe die Münzen für einen *local call* ein und wähle bedächtig die dreistellige Vorwahlnummer und die siebenstellige Rufnummer. Wir warten mit angehaltenem Atem, und Gerhard hält – schon abgezählt – fünf Dollar in seiner linken Hand fest umschlossen, da uns der Reiseführer rät, mindestens drei Dollar bereitzuhalten, nicht ohne zu erwähnen, daß die Gebühren natürlich variieren. Da – eine Stimme – der *operator*. Ich verstehe so etwas wie "*three dollar fifty*" und wiederhole es laut. Gerhard steckt folgsam die Münzen in den Fernsprecher – es knackt – ich warte. Und plötzlich – eine menschliche Stimme, die sich meldet mit:

"Hello, YMCA, this is George, can I help you?"

Ich ringe nach Atem und krächze:

"Hello ... this is ... Sonja ... äh ... speaking. I would like to know ... äh ... do you have rooms available ... I mean ... we need a room for three people..."

Mir wird ganz heiß. Carsten und Gerhard drehen sich zur Seite – sehr witzig! Moment mal, was hat er gesagt?

"Yes, three people, for tonight, ... sorry?"

"He, er möchte wissen, wann wir ankommen! Was soll ich ihm denn sagen, wann kommen wir denn an?" – Schulterzucken. Ich fühle einen Vulkan in mir brodeln!

"Sorry, one moment, please. I have to ask my friends. We are still in New York ...!"

Was wird der nur denken!

"Sage einfach, wir kommen so gegen dreiundzwanzig Uhr", hilft mir nun endlich Carsten.

Ich teile George also mit, daß wir uns jetzt gleich auf den Weg machen und gegen "eleven p.m." da sein werden und lege erschöpft auf. Das war das erste und letzte Mal, daß ich in diesem Land einen Telefonhörer in die Hand genommen habe!

Der Fluch einer Brücke

Ich schaue auf mein Busticket, das ich soeben für elf Dollar erworben habe: *Carey Transportation* heißt die Gesellschaft, die uns gleich in das Herz von New York, nach Manhattan bringen wird. Der *JFK-Airport* liegt etwa vierundzwanzig Kilometer östlich von Manhattan in Queens, und die Fahrt würde etwa eine Stunde dauern, wie uns der Busfahrer mitteilt. Wir haben inzwischen sogar herausgefunden, daß wir zum *Port Authority Bus Terminal* gelangen müssen, um von dort aus eine Fahrtmöglichkeit nach Springfield zu bekommen.

Wieder blättern wir eifrig im *Baxter*, erleichtert, uns in die Sitze des Busses sinken lassen zu können. Ich merke, wie mich die Müdigkeit wieder langsam, aber stetig überkommt. Der Bus fährt an und mir ist im Moment alles gleichgültig. Langsam drehe ich das Ticket um und lese einen kleingedruckten Satz auf der Rückseite der Fahrkarte:

"Seating is without regard to Race, Color, Creed or National Origin."

Das kann doch nicht wahr sein! Muß denn wirklich immer noch betont werden, daß alle Menschen die gleichen Rechte haben? Und ich dachte immer, das sei seit langem eine Selbstverständlichkeit!

Schon vor zweihundert Jahren wurde in der *Bill of Rights* die Religionsfreiheit gesetzlich festgelegt, und 1866 garantierte der *Civil Rights Act* jeder in den USA geborenen Person das Recht auf amerikanische Staatsbürgerschaft. Und doch wurde erst in diesem Jahrhundert – 1954 – die Rassentrennung an Schulen vom Supreme Court für unzulässig erklärt. Noch 1955 protestierten Schwarze in Montgomery, Alabama, gegen die Rassentrennung in Bussen, die dann endlich auch in jenem Jahr durch die *Interstate Commerce Commission* für Bahn und Bus abgeschafft wurde.

Der Verkehr wird immer dichter, und wir stellen fest, daß sich die Amerikaner tatsächlich immer noch ihre "benzin-fressenden" Schlitten leisten und sind doch – zugegebenermaßen – auch beeindruckt. Besonders, als wir nun in dieser Blechschlange einen Mercedes entdecken, der zwischen all den Chryslers und Lincolns richtig niedlich aussieht.

"Ich glaube, hier haben Mercedesfahrer überhaupt nie Vorfahrt", witzelt Gerhard und dreht sich ein paar Zigaretten auf Vorrat. Wir fahren an einem riesigen Friedhof vorbei, und ich frage mich, wieviele es davon in New York mit seinen fünf Stadtteilen Bronx, Brooklyn, Manhattan, Queens und Staten Island gibt. Es müssen sehr viele sein.

Der Bus überquert nun eine Autobahnbrücke, unter der noch vier weitere autobahnähnliche Straßenzüge in großen Bögen unter- und übereinander entlangführen. Unglaublich, wer hat das nur geplant? Diese vielen Autos – die Sonne – meine Augen brennen – schlafen ...

Was ist los?! Carsten rutscht neben mir unruhig auf seinem Sitz herum. Ich reiße die Augen auf – und sehe die atemberaubende Skyline von Manhattan!

"I'm melting away!" stöhnt Gerhard, und nichts hält ihn mehr auf seinem Sitz. Auch ich verspüre nun einen unwiderstehlichen Drang, auf meinem Platz hin- und herzuhüpfen. Da ist sie, mein Gott, wirklich, da ist sie! Es ist nicht zu fassen – Manhattan!

Es ist ein unbeschreibliches Gefühl. Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben an diesem Ort der Erde, und doch ist mir alles schon so vertraut: die Brücken, der Fluß und vor allem die Wolkenkratzer. Welcher Fluß ist das überhaupt? Der Hudson oder der East River? Ach was, ist ja auch egal! Schön ist er, wie er da so glänzt und glitzert.

"Uuund jetzt!" begleitet Carsten fröhlich das Rollen des Busses auf die Brücke. Die einzige Brücke, deren Namen mir im Moment einfällt, ist die Brooklyn Bridge.

"He, meint ihr nicht auch, das ist die Brooklyn Bridge? Das ist sie doch bestimmt! Oder?"

"Woher soll ich das denn wissen?" antwortet Gerhard mit glänzenden Augen. Carsten schaut nach allen Seiten hinaus und schüttelt dann den Kopf:

"Nein, das ist sie nicht. Die Brooklyn Bridge ist eine Hängebrücke, das hier ist keine!" In Ordnung, ist ja schon gut, dann eben nicht.

Die Brooklyn Bridge wurde am 24. Mai 1883 eröffnet und war zwanzig Jahre lang mit ihren 1798 Metern die längste Hängebrücke der Welt. Doch es scheint eine Art Fluch über diesem Bauwerk zu liegen. Denn schon vor ihrer Fertigstellung ereigneten sich einige mysteriöse Vorfälle, die in engem Zusammenhang mit den Bauarbeiten standen. John Augustus Roebling, der Architekt und Ingenieur, starb nach einem Unfall an der Baustelle, bei dem er sich einen Fuß zerquetscht hatte, an Wundbrand. Sein Sohn Washington setzte sein Werk fort. Doch auch er sollte von einem schweren Schicksalsschlag getroffen werden. Er erlitt bei Unterwasserarbeiten die Taucherkrankheit und war seitdem gelähmt und für den Rest seines Lebens an das Bett gefesselt. Nur eine Woche nach den Eröffnungsfeierlichkeiten verunglückten weitere zwölf Menschen auf der Brücke.

Die Melodie einer Stadt

Die vom Schicksal verschonte Brücke liegt nun hinter uns, und wir fahren geradewegs in eine Straßenschlucht hinein. Auf allen Seiten steigen die Wolkenkratzer in den Himmel. Es ist überwältigend, ich weiß nicht mehr, wohin ich zuerst schauen soll. Man ist umzingelt von diesen Betonriesen, deren oberste Stockwerke sich irgendwo in den Höhen verlieren. Wieviele Etagen mögen das nur sein? Wie lächerlich sieht dagegen doch die Skyline von Frankfurt aus – mit ihren wenigen Hochhäusern.

Die Eindrücke stürmen von allen Seiten auf mich ein: Autos, unzählige *yellow cabs*, die sich hupend durch die Blechlawine schlängeln, immer haarscharf an den Beinen der Fußgänger vorbei, die, jede Lücke zwischen zwei Stoßstangen nutzend, auf eine andere Straßenseite hasten. Sirenen – nun nehme ich auch dieses Geräusch wahr, das aus unterschiedlichen Richtungen und mit wechselnder Lautstärke zu hören ist. Auch diese Sirenen habe ich schon so oft gehört. Doch erst jetzt weiß ich, die Filme übertreiben nicht. Ihr heulender Klang gehört zur ewigen Melodie der Stadt New York.

Schon nach wenigen Metern durch Manhattan erkennt man die regelmäßige Ordnung des Straßensystems. Wir stehen auf einer Kreuzung. Der Bus ist umzingelt von Autos, deren Fahrer durch wildes Hupen ihr vermeintliches Recht auf freie Fahrt kundtun, was der Busfahrer jedoch routiniert ignoriert. Ich schaue nach rechts und nach links.

Die Straßen verlaufen schnurgerade bis ins Unendliche. Auch die Straße vor mir macht nicht den kleinsten Bogen. Es ist also tatsächlich wahr: alle *streets* auf der Insel Manhattan verlaufen genau von Osten nach Westen, und der Lauf der *avenues* richtet sich von Süden nach Norden. Die berühmte Fifth Avenue bildet die Trennlinie zwischen East Side und West Side. Doch eine Straße durchbricht das quadratische Straßennetz: der Broadway. Er zieht sich quer durch Manhattan, ohne sich auch nur einmal in das regelmäßige Straßensystem einzufügen.

Der Bus hält, und die meisten Insassen steigen aus. Wo sind wir? Ist das schon der Busbahnhof? Ich habe keine Ahnung, an welchem Ort wir uns in dieser Riesenstadt gerade befinden. Was steht da nur an diesem Gebäude? Es ist schon dämmrig, und man kann aus dem Inneren des Busses heraus kaum mehr etwas erkennen.

"*This is Grand Central Station*", beruhigt uns der Busfahrer, der offensichtlich unsere nervösen Blicke und Bewegungen beobachtet hat.

"Meine Nerven!" seufzt Carsten erleichtert und lockert seine Hand, mit der er eben noch seinen kleinen Rucksack umschlossen hielt.

Noch ein paar Minuten, und wir sind da. Der Bus biegt um eine Ecke. Und da – das Empire State Building – direkt rechts neben mir! Ich drehe mich zur linken Seite und zupfe Gerhard aufgeregt an der Jacke. Doch was sehe ich dort auf der linken Seite? Das Empire State Building! Seltsam, ich schaue nach rechts, ich schaue nach links und ich sehe plötzlich überall jenes denkwürdige Gebäude, bei dem nur King Kong keinen Aufzug brauchte, um in die 380 Meter hohe 102. Etage zu gelangen. Carsten und Gerhard sehen mich verwundert an und mir wird schlagartig bewußt, welches komische Bild ich gerade abgeben muß, mit Gerhards Jackenärmel in der linken Hand und weit aufgerissenen Augen aus dem hinteren Busfenster starrend.

"Ich weiß ja nicht einmal genau, wie das Empire State Building aussieht", murmele ich leise vor mich hin und lasse mich wieder zurück in den Sitz fallen.

Der Busmotor brummt. Ich habe dem bleiernem Gefühl meiner Glieder nichts mehr entgegenzusetzen. Der Gedanke an meinen Rucksack im Gepäckraum des Busses läßt mich erschauern. Wie soll ich diesen heute auch nur noch einen Meter von der Stelle bewegen? Unmöglich! Soll er doch bleiben, wo er ist! Egal ...

Nepper, Schlepper ...

Aber nein, kein Ausruhen! Es geht weiter und immer weiter. Eine Stimme – wie aus weiter Ferne – ruft meinen Namen. Ich fühle, wie mein ganzer Körper durchgerüttelt wird. Carsten zieht an meinem Ohrläppchen:

"Los, aufstehen, wir sind da! Wir müssen raus!"

Ja, ist ja schon gut. Aufstehen – genau – erst mal aussteigen. Ich öffne meine Augen und sehe, wie der Bus in einem dunklen Durchgang anhält. Carsten und Gerhard stehen schon im Mittelgang und warten. Ich raffe meine Sachen zusammen und fühle, wie auch mich die Aufregung wieder packt.

Draußen läuft eine Frau wild gestikulierend auf und ab und ruft jedesmal irgendetwas, wenn einer aus dem Bus aussteigt. Ich kann sie nicht verstehen. Der Busfahrer läßt sich durch sie nicht stören und zieht aus den Tiefen des Gepäckraumes einen Koffer nach dem anderen heraus.

Die letzte Stufe, ich bin draußen. Oh, diese Hitze! Es ist immer noch so warm. Was sind diese Klimaanlage doch für trügerische Maschinen. Eben noch habe ich mir meine Jacke wieder angezogen, weil die Kühle des Busses mich zum Frösteln gebracht hatte. Jetzt klebt sie schon wieder an mir wie eine zweite Haut. Was will die Frau bloß? Ich verstehe kein Wort.

"Yes, thank you, this is mine."

Der Busfahrer hält mir meinen Rucksack hin. Na gut, dann nehme ich dich halt doch mit. Sollten wir jetzt nicht erst einmal in den Reiseführer gucken, um ... Wo sind denn die anderen? Ich drehe mich in alle Richtungen und sehe meine beiden Reisegefährten ins Gespräch vertieft mit eben jener Frau, die gerade noch hier am Bus herumgelaufen ist, davongehen. Na das ist doch wohl ...! Nur eine Minute hinsetzen, nur eine Minute! Da – endlich drehen sich die drei um. Es scheint ihnen wohl aufgefallen zu sein, daß da noch jemand war. Die Frau winkt freundlich – jaja, ich komme schon.

"How are you? Are you fine?" strahlt sie mich an. Ja, was soll ich sagen? Wie man sich so fühlt, nach all dem:

"Thank you, I'm fine. A little bit tired."

Ich muß mich zusammenreißen.

"We had a long flight, a long day", fügt Gerhard erklärend hinzu.

"Yeah, jet-lag! Yeah, it's always the same!"

Ist das schön, sie versteht uns! Wir biegen um eine Ecke, und wenige Meter weiter ist eine Eingangstür zu erkennen. Müssen wir eigentlich so rennen? Aber nett ist sie, richtig verständnisvoll.

"Sie hat uns gefragt, ob wir Hilfe brauchen", berichtet mir Carsten leise, während Gerhard ihr erzählt, daß wir deutsche Studenten sind.

"Sie zeigt uns jetzt, wo der richtige Fahrkartenschalter ist."

Ach, das ist doch nett! Wenn man sich so überlegt – eine echte New Yorkerin. Wir haben schon Glück. Buh, ist es hier drinnen wieder kühl.

"Ich glaube, daran muß ich mich erst gewöhnen", jammere ich Carsten ins Ohr. Aber halt! Wo ist denn die nette Frau? Ich schaue mich um.

Wie denn, meint der uns? Ein Polizist steht direkt neben dem Eingang und winkt uns mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand behäbig zu sich. Oh, nein! Das kann doch nicht wahr sein! Mir schwant Böses, und auch Carsten und Gerhard schauen ziemlich verunsichert und hilflos drein. Wir nähern uns langsam dem Polizisten, der nun die Arme hinter seinem Rücken verschränkt hält. Die Frau – das Einreiseformular – Carstens schwarze Lederhose – die Ringe unter unseren Augen – Drogen – was ist es – was ist es nur?

"Hi, guys!" sagt er.

"Hi" – "hello" – "hallo", sagen wir und sehen ihn an, der Dinge harrend, die da kommen mögen.

"I know that you are not from here!" Das ist bei unseren Rucksäcken ja auch kaum zu übersehen, denke ich.

"And do you know why?"

Wir schütteln die Köpfe.

"Because you followed a criminal!"

Dieses letzte Wort unterstreicht er mit einer heftigen Bewegung seines Zeigefingers. Wir schauen betreten zu Boden. Mir wird abwechselnd heiß und kalt. Ich höre ihn sagen, daß diese Frau uns in irgendeine der zahllosen dunklen Ecken dieses Gebäudes geführt hätte, in der ihre Freunde schon auf uns gewartet haben, um uns dort niederzuschlagen, unsere Sachen zu rauben und ...

Er spricht nicht weiter. Ich schaue ihn wieder an, und er macht eine ungewisse Handbewegung, bei der mir das Blut in den Adern gefriert. Wie heißt es doch gleich in unserem *Visitors Guide*:

"Die Welthauptstadt der Aufregung wartet nur darauf, Sie willkommen zu heißen. Sie ist ein unvergeßliches Abenteuer."¹¹

Wir bedanken uns verlegen bei unserem Retter. Doch dieser dreht sich schon wieder zur Seite, um möglicherweise die nächsten Touristen vor ihren "Helfern" zu bewahren.

Hello, America! Here we are!

"Tja, ich glaube, wir sollten dann mal sehen, daß wir noch einen Bus nach Springfield bekommen", läßt sich nun Carsten mit etwas unsicherer Stimme hören.

Gerhard und ich nicken eifrig mit den Köpfen. Richtig, nur nicht nachdenken. Erst einmal weg von diesem heißen Pflaster. Um uns herum sind überall Menschen, die zielstrebig in verschiedene Richtungen strömen: Sie kommen aus Geschäften, vollgepackt mit Tüten und Taschen. Andere – in elegante Anzüge gekleidet – hasten mit wichtiger Miene und Aktenkoffer in Richtung einer Rolltreppe, die in eines der oberen Stockwerke führt. Wieder andere verschwinden in den Tiefen des Gebäudes. Doch eines scheinen sie alle gemeinsam zu haben: ein Ziel.

Doch wo sollen wir in diesem eindrucksvollen Busbahnhof hin? Es sind weit und breit keine Ticket-Schalter in Sicht. Aber dort – ich erspähe ein Schild mit der Aufschrift "*Information*".

"Laßt uns dort hingehen", schlage ich vor, "da kann man uns bestimmt weiterhelfen." Die Dame teilt uns freundlich mit, daß wir zu den Schaltern der Busgesellschaft *Peter Pan* gehen müßten:

"There you get a ticket to Springfield, Mass."

Sie zieht das letzte Wort wie Kaugummi. Wir machen uns also laut Beschreibung auf den Weg in das Untergeschoß, nicht ohne ständig nach rechts und nach links zu sehen, um nur ja von keinem hilfreichen Menschen überrascht zu werden. Äußerste Vorsicht ist nun unsere Devise, wie wir uns gegenseitig einschärfen. Wie heißt es doch so schön: Ein gebranntes Kind ...

Peter Pan: Die Schalter befinden sich direkt neben denen von *Greyhound*. An der großen Tafel, die die ganze Breite der Wand hinter dem Schalter einnimmt, entdecken wir auch einen Bus, der schon in einer halben Stunde nach Boston über Springfield losfahren wird. Na, wenigstens das klappt.

Carsten reiht sich in die Warteschlange ein, während Gerhard und ich – die Rucksäcke in unserer Mitte – den ganzen Raum und den Bereich davor im Auge behalten. Jeder soll sehen, daß man uns nicht so leicht übers Ohr hauen kann! Aus dem rechten Augenwinkel sehe ich eine Gestalt, die sich verdächtig langsam auf uns zu bewegt. Er sieht wie ein Bediensteter des Reinigungspersonals aus. Aber mich kann man so leicht nicht mehr täuschen! Ich stelle meinen rechten Fuß auf die Schlaufe eines unserer Rucksäcke und halte den zweiten mit meiner Hand fest. Den dritten Rucksack weiß ich bei Gerhard in sicheren Händen.

Der Mann nähert sich langsam. Jetzt hält er an und leert einen Mülleimer. Aber wer weiß!? Vielleicht arbeitet er mit jener Frau und deren sogenannten "Freunden" zusammen? Gibt es eine bessere Tarnung, um sich den Gepäckstücken der Touristen ganz harmlos zu nähern, als die Montur eines Raumpflegers?

Er ist nun dicht vor uns. Gerhard scheint nichts zu bemerken, doch ich will mich nicht verraten und schaue ganz harmlos zu Carsten hinüber, der nun als Zweiter in der Schlange steht. Ich drehe mich wieder um. Der Mann wischt über einen nicht vorhandenen Fleck auf dem Boden und richtet sich langsam auf. Wir sehen uns in die Augen – mit uns

nicht! Da zwinkert er mir zu und schiebt seinen Wagen samt Besen und Mülltüte weiter und verschwindet um die nächste Ecke. Ich atme tief durch – hätte doch sein können!

In diesem Moment hält uns Carsten triumphierend drei Tickets nach Springfield/Massachusetts unter die Nase. Wir lassen uns erleichtert auf unseren Rucksäcken nieder:

"Hello America! Here we are!"

Anmerkungen

¹ *Visitors Guide German/Deutsch: New York. The World Capital of Excitement.* Faltblatt in deutscher Sprache. New York Convention & Visitors Bureau, Inc. Two Columbus Circle, NY 10019. o.J.

² Ebd.

³ Ebd.

⁴ Dzygoluk, Rosemarie: *Baxter Reiseführer. USA Praktisch & Preiswert.* Alexandria: Rail Europe Verlag, 1990. S.387.

⁵ Die New Yorker Börse befindet sich in einem klassizistischen Gebäude in der Wall Street. Eine Besuchergalerie bietet dem an der Finanzwelt interessierten oder einfach auch nur neugierigen Touristen die Gelegenheit, das Geschehen in der Börse zu beobachten. Der Eintritt ist frei.

⁶ *Visitors Guide.* a.a.O.

⁷ Im Jahre 1524 wurde dieses Gebiet von dem Italiener Verrazano entdeckt, an den noch heute die Hängebrücke zwischen Manhattan und Staten Island – die Verrazano-Narrows-Bridge – erinnert. Fünfundachtzig Jahre später erforschte der Engländer Henry Hudson, der unter holländischer Flagge fuhr, das Gebiet des heutigen New York. Auch sein Andenken wird nie verblassen, wurde doch nach ihm der Fluß westlich von Manhattan *Hudson River* benannt. Genau hundert Jahre nach Verrazanos Ankunft wurde *Nieuw Amsterdam* gegründet. Doch 1664 nahmen die Engländer die Siedlung in Besitz und gaben ihr – zu Ehren des Herzogs von York – den Namen *New York*. 111 Jahre später brach der Unabhängigkeitskrieg aus, aus dem die Amerikaner siegreich hervorgingen und im Jahre 1789 New York City zu ihrer ersten Hauptstadt der neugegründeten *United States of America* machten.

⁸ Dzygoluk: *Baxter Reiseführer*, S. 19.

⁹ Dzygoluk: *Baxter Reiseführer*, S. 17.

¹⁰ Bezeichnungen für Münzen: *quarter* = 25 Cents; *dime* = 10 Cents; *nickel* = 5 Cents.

¹¹ *Visitors Guide.* a.a.O.

Kirsten Thomale (Schwerte)

Mesa Verde in the American Southwest – eine Reise in die Vergangenheit

Der Mensch als Sklave des Klimas

Gerade noch sitze ich im vollklimatisierten Minivan, und nur ein paar Sekunden später schlägt mir jetzt die unerträgliche Hitze entgegen. Die Bustür fällt klackend ins Schloß: Mesa Verde¹, Colorado²; 45 °C im Schatten.

Während die Sonnenstrahlen gleich einer Glutwelle über meinen Körper strömen, frage ich mich, wie die Bewohner dieses Naturraumes vor Jahrhunderten hier überhaupt überleben konnten. Der Mensch als Spielball der Natur.

Daß Mesa Verde, was soviel wie "grüner Tisch" oder "grüne Tafel" bedeutet, der einzige Nationalpark in den Vereinigten Staaten sein soll, der nur eingerichtet wurde, um Menschenwerk zu erhalten, kann ich kaum glauben. Denn nichts, aber auch gar nichts legt dem geographischen Laien den Gedanken nahe, daß er sich durch eine Landschaft bewegt, in der vor langer Zeit tatsächlich Menschen gelebt haben. Und neben der quälenden Hitze trägt die zwar wunderschöne, aber sicherlich schon damals menschenfeindliche Umgebung nicht gerade zu meiner Überzeugung bei, daß Mesa Verde Menschen als Zufluchts- und Wohnort gedient hat.

Expedition in die Vergangenheit

Jetzt befinde ich mich oben auf dem 600 m hohen Hochplateau und erinnere mich an die tiefen, sattgrünen, die Ebene durchziehenden Canyons, welche ich auf meiner anstrengenden Anreise gesehen habe. Welche unsagbaren Strapazen und welchen ungebrochenen Lebenswillen muß diese Kultur besessen haben, um in diesen zerklüfteten Bergschluchten überleben zu können?

So langsam werde ich neugierig, mehr über diese vorkolumbischen Menschen zu erfahren. Voller Elan beginne ich meinen Rucksack nach meinem Reiseführer zu durchsuchen. – Natürlich! Ich habe ihn im Auto vergessen. "Na wunderbar", denke ich, "da will man sich schon mal historisch weiterbilden, dann muß man auch noch der Literatur hinterherlaufen!"

Aber bei dem erquickenden Gedanken, daß ich nach ein paar hundert Metern wieder für eine kleine Weile die lebenserhaltende Klimaanlage genießen kann, gebe ich mir entschlossen einen Ruck und bewege mich gut gelaunt in Richtung Minivan.

Doch widerwillig nehme ich wahr, wie die Schweißperlen gleich Strömen an meinem Rücken herunterlaufen und bin nun zutiefst dankbar, endlich das noch angenehm kühle Auto erreicht zu haben. – Nur schnell wieder die Tür zuwerfen, diese Hitze ist dein ärgster Feind! – Aber was wollte ich eigentlich hier? Diese Temperaturen wirken ja fast wie Fieber, das den Körper schüttelt und mir den Verstand zu rauben scheint! Ach ja, der Reiseführer!

Schließlich finde ich ihn versteckt unter den sonnengebleichten Polstern der Sitzbank und schlage schnell unter "Mesa Verde" nach, Seite 12:

*"... eine aus der Anasazi-Kultur stammende Siedlung, die zwischen 1100 und 1300 bewohnt war", lese ich und stutze. – Wie hieß die Kultur? – Anasazi? Meine Augen fliegen gespannt über die Zeilen: "... bis heute blieb es ein Geheimnis, wie sie sich selbst nannten. Jahrhunderte nach ihrem Entschwinden gab man ihnen den Navaho-Namen 'Anasazi'³- die Alten, diejenigen, die früher da waren. Als Zeitgenossen von Barbarossa und Richard Löwenherz, von Walther von der Vogelweide und Dschingis Khan lebten sie in einem Kontinent, der bis dahin wohl nur den Wikingern bekannt war und noch rund 300 Jahre auf seine 'offizielle' Entdeckung durch den Genueser Christoph Kolumbus warten mußte. Im 12. und 13. Jahrhundert erlangte diese Indianerzivilisation in der Four Corners-Region⁴ eine kulturelle Blüte, die sich noch heute, rund 700 Jahre später, in den großartigen Klippenwohnungen von Mesa Verde dokumentiert. Manche dieser 'cliff-dwellings'⁵ liegen so extrem, daß die Indianer Steigpfähle oder Grifflöcher im Fels benötigten, um überhaupt in ihre Behausungen zu gelangen ..."*⁶

Also lag ich doch nicht so falsch mit dem Gedanken, daß das Leben hier sicherlich nicht eins der angenehmsten war! Mit dem Bewußtsein, daß die Anasazi die Strapazen dieser flirrenden Hitze vor Jahrhunderten auch schon ertragen haben, öffne ich entschlossen die Wagentür und gehe – den Naturgewalten trotzend, wie ich mir einrede – auf den Klippenrand zu. Jetzt will ich die so berühmten Klippenwohnungen der Anasazi endlich mit eigenen Augen sehen: Und tatsächlich, da liegen sie vor mir, die in die Vertiefungen der Felswand hineingebauten Wohnanlagen.

Ich entdecke einige Touristen, die geschäftig wie Ameisen zwischen den Hausmauern der Siedlung umherlaufen. Da möchte ich auch hin, nur wie? Ein relativ kurzer, mit Stufen versehener Pfad windet sich schwungvoll hinunter zu der in der Sonne liegenden Höhlensiedlung.

Die Anasazi als Überlebenskünstler

Am Rande des Wegs sind kleine Hinweisschilder aufgestellt, die Auskünfte über Vegetation und Verwendung der Pflanzen durch die Anasazi geben. Es ist interessant, wie die Informationsschilder ihre Beschreibungen einleiten:

*Notice the abundance of vegetation and
think about how you would use these plants.*

Nachdenklich stehe ich vor einer stoltzewachsenen Pinie und überlege, für was ich, als Mensch des 20. Jahrhunderts, die Kiefer damals hätte verwenden können. Totaler Blackout würde ich sagen! Aber glücklicherweise weiß das Schild ja eine Antwort:

*In the fall the pine cones yield delicious nuts that
can be gathered and boiled, roasted, or eaten raw.*

Ob der Ausdruck "*delicious*"⁷ wohl darauf hindeuten soll, daß die Zapfen damals eine Delikatesse waren ...? Na, ich weiß ja nicht, vielleicht gab es im 12. Jahrhundert noch andere Geschmäcker. Auf weiteren Schildern wird die entscheidende Bedeutung von Wacholdersträuchern und Yucca-Bäumen erklärt. Es ist ziemlich faszinierend für mich zu erfahren, welchen großen Nutzen die Anasazi aus den natürlichen Ressourcen ziehen konnten. Einfallsreichtum war vor ein paar Jahrhunderten halt noch lebensnotwendig.

Um noch ein bißchen mehr zu erfahren, kaufe ich mir für 25 Cents eine der kleinen Informationsbroschüren über Mesa Verde, die in hölzernen Kästen seitlich des Wegesrandes liegen. Hieraus entnehme ich überrascht, daß die Anasazi ein Bauernvolk waren, das Mais, Bohnen und *squash*, eine Kürbisart, anbaute und die längste Zeit in kleinen Dörfern oben auf der Mesa lebte. Und erst Ende des 12., Anfang des 13. Jahrhunderts begannen die Anasazi ihre Siedlungen auf den Mesahöhen zu verlassen und ihre Felswohnungen zu bauen, vor denen ich jetzt stehe.

Spruce Tree House

Wahnsinn, denke ich so bei mir, als ich immer noch schwitzend bei den *cliff dwellings* ankomme:

Welcome to Spruce Tree House !

lautet die Aufschrift einer Tafel. Nette Begrüßung, finde ich und lese weiter, daß Spruce Tree House⁸ die einzige Felswandsiedlung ist, die das ganze Jahr über geöffnet sei. Während des Winters würden die Führungen an der Eingangshalle des Museums beginnen, außer wenn der Pfad wegen Schnee oder Eis gesperrt werden müsse. "Moment mal, Schnee und Eis?" fährt es mir durch den Kopf. Eigentlich unvorstellbar, daß es an diesem Ort jemals schneien könnte! Mit dem Handrücken wische ich mir den Schweiß von der Stirn.

"Pretty hot today, isn't it?"

Fragend drehe ich mich um. Hinter mir sitzt ein *Park Ranger* auf seinem Posten und lächelt mir zu.

"*Yeah, you're right!*" stöhne ich und überlege, ob mir der freundliche *Ranger* nicht ein bißchen über Spruce Tree House erzählen könnte. Ohne meine Frage überhaupt formuliert zu haben, beginnt der *Ranger* – er stellt sich mir übrigens als Peter vor – mit ein paar "*important things you should keep in mind!*" Er scheint Gedanken lesen zu können.

Peter, der Park Ranger

"As you enter Spruce Tree House remember that you are walking through someone's home."

Ja, denke ich so, er hat recht, hier hat tatsächlich mal jemand gelebt und seine Wohnung gehabt, auch wenn das schon ein Weilchen her ist. Spruce Tree House sei die drittgrößte Höhlensiedlung in Mesa Verde, fährt Peter fort, die viel größer sei als die meisten *cliff dwellings*. Einen Moment lang schweige ich und spüre, wie ich mich danach sehne, meine moderne Lebensweise während meines Aufenthaltes hier zu vergessen, und mich völlig in die Vergangenheit zurückversetzen zu lassen. Peters Fragen schwirren durch meinen Kopf und wirken wie ein Sog auf mich:

"Look for signs that indicate what daily life was like here. Imagine what it would be like if 'you' lived here. How would you cope with the cold and the heat? Where would be the best places to work, to sleep, or to gather for ceremonies?"

Peter gibt sich große Mühe mir dabei zu helfen, mich in die richtige Stimmung zu versetzen: In Gedanken sitze ich schon in einer Zeitmaschine und werde mit voller Energie ins 12. Jahrhundert zurückkatapultiert. Nur noch unterschwellig nehme ich seine Erklärungen wahr:

"The dwelling ... 114 rooms and 8 kivas ... natural cave, ... home for about 100 people ..."

Es scheint mir, ich müßte nur noch die Augen schließen, dann hätte ich den enormen Zeitsprung auch schon geschafft.

"Why don't you enter and try it yourself?" reißt mich Peter aus meiner schon gedanklich begonnenen Zeitreise. Ja, jetzt soll die *expedition into the past* erst richtig beginnen.

Zurück in die Vergangenheit

Neugierig betrete ich die gepflegte Anlage und bewundere die sorgfältig verputzten Häusermauern, die noch so gut erhalten sind. Es ist so beeindruckend, daß vor 700 Jahren oder mehr hier an diesem Ort Menschen gelebt haben und daß alles noch so gut erhalten geblieben ist.

Welch geniale Idee von den Anasazi, die Felsüberhänge als natürlichen Schutz vor Wind und Wetter zu nutzen. Um alles noch ein bißchen mehr aus der Perspektive der Anasazi betrachten zu können, schaue ich über mich, aber der azurblaue, strahlende Himmel wird nun durch einen gigantischen Fels verdeckt. Ja, überlege ich, wäre dieser schützende Überhang nicht gewesen, dann könnte ich das alles nicht hier und heute mit eigenen Augen betrachten.

Hier lebten die Anasazi

Wieder sind überall kleine, numerierte Informationsschilder aufgestellt, die auf die verschiedenen Räumlichkeiten hinweisen. Zuerst werden die ovalen Vorhöfe vor den Häusern beschrieben, die durch eine hüfthohe Mauer im Vordergrund abgetrennt sind. Die Erklärung für die Mauer erheitert mich: Die Anasazi warfen ihre Abfälle einfach über diese Mauer, und schon war die Entsorgung des Mülls perfekt. "Wenn das doch auch heute noch so einfach wäre, statt gelbem Sack, grünem Punkt, brauner Tonne ...!" schießt es mir durch den Kopf.

Während ich noch gedankenverloren den Vorhof betrachte, versuche ich mir vorzustellen, wie die Anasazifrauen hier den Mais gemahlen haben, ihre Tontöpfe kunstvoll bemalten, die aufwendigen Körbe flochten und das Essen für ihre Familie vorbereiteten. So langsam kann ich mich in die Atmosphäre dieser Wohnstätte hinein fühlen. An meinem geistigen Auge huschen verschwommene Bilder von den Anasazimännern vorbei, wie diese gerade im sanften Sonnenlicht auf dem Vorhof hockend, schlichte Steinwerkzeuge herstellen oder angestrengt Baumwolldecken weben. In einer anderen Ecke des Hofes erkenne ich ein paar ältere Menschen, die mit ihren von der körperlich harten Arbeit rund gewordenen Rücken entspannt in der Sonne sitzen, während kleine Kinder und bellende Hunde aufgereggt und lärmend über den Platz toben. Ein Bild der Friedlichkeit.

Doch dann reiße ich mich los, ich will ja hier nicht nur in Tagträumen versinken. Es gibt in den *dwellings* sicherlich noch eine Menge mehr zu erfahren.

Alles eine Frage der Lebensqualität

Schon überlege ich, in welchen spannenden Lebensbereich der Anasazi ich mich wohl jetzt zurückversetzen könnte. Es scheint sich diesmal um die Wohnräume der Anasazi zu handeln, wie mir das Schild Nr. 2 mitteilt. Ich lese nun, daß die meisten der klein wirkenden Wohnräume nur 1,80 mal 2,40 Meter groß waren und daß viele Decken in den Höhlen sehr verrußt vorgefunden wurden. Also hatten sie auch Feuer in den Wohnungen, um im Winter nicht frieren zu müssen.

Winter!? Schon ein bißchen von den Anstrengungen der Hitze erschöpft, versuche ich mir ein paar Schneeflocken herbeizuphantasieren – groß und kalt! Ich bin doch wirklich schon ein bißchen verrückt heute, aber nun kann ich mir schon leichter vorstellen, wie unfreundlich und kalt diese Räume im Winter gewesen sein müssen. Feuer war bestimmt

die einzige Alternative, um sich zu wärmen. Wie ich weiterlese, nehmen die Archäologen an, daß die lodernden Feuer in den Wohnhöhlen während der kalten Jahreszeit bestimmt 24 Stunden am Tag brannten.

Da die winzigen Räume meistens nicht adäquat belüftet werden konnten, waren sie auch alle sehr schnell verraucht. "Wie unangenehm", denke ich, "der Rauch brennt doch immer so in den Augen." Schmunzelnd stelle ich einen Vergleich an – heutzutage haben wir dafür die Tabakindustrie!

Wo ich mich schon so gut über die Lebensbedingungen in den Wohnräumen informiere, da möchte ich sie jetzt aber auch betreten. Doch was für kleine Türöffnungen! Da passe ja nicht mal ich ohne Probleme hindurch. "Wie groß waren denn wohl die Anasazi?" frage ich mich und zwänge mich in den Raum. Wie ich später im Museum erfahre, waren die Männer durchschnittlich 1,63 bis 1,65 Meter groß und die Frauen 1,52 bis 1,55 Meter.

Die Anstrengungen des Alltags

Mit der Hand fahre ich über die Wandoberfläche der Mauer und stelle mir vor, wie die Anasazi, unter größten Anstrengungen und mit all diesen unzähligen Steinen und Felsbrocken in selbstgetöpften Gefäßen auf Kopf oder Rücken, die Steilwände emporkletterten. Unvorstellbare Leistung! Und dann müssen sie auch noch diese schroffen Felsbrocken so meisterlich bearbeitet und behauen haben, bis sie die gewünschte Form erzielt hatten. Die Resultate ihrer Baukunst stehen in Form dieser überaus korrekten Mauern vor mir.

Wie auf dem Schild zu lesen steht, benutzten die Anasazi Wasser und aufgeschwemmten Lehm als Mörtel. Innen und außen erhielten die Wände einen dünnen Putzbelag, dessen Überreste ich gerade mit meinen Fingern vorsichtig abtaste. Dabei geht mir der Gedanke durch den Kopf, daß die Anasazi zwar ein Dach über dem Kopf hatten, aber wie haben sie denn wohl geschlafen, gegessen und die sonstigen lebensnotwendigen Dinge verrichtet?

Aus der weiteren, detaillierten Beschreibung entnehme ich, daß die Anasazi keine Möbel besaßen, aber dafür dicke Schlafmatten geflochten haben und unterstützend wärmende Decken aus Truthahnfedern und Kaninchenfellunterlagen besaßen. Sie hatten es also schön kuschelig.

Nachdem ich alles in mich aufgesogen habe, trete ich wieder ins Freie, wo ich, vom grellen Sonnenlicht geblendet, erst einmal ein paar Sekunden die Augen zusammenkneifen muß, bevor ich weitergehen kann.

Während ich überlege, wo nur das nächste Informationsschild sein könnte, falle ich fast darüber. Unerwarteterweise ist es auf dem Boden und nicht wie alle anderen Schilder in Sichthöhe angebracht.

Please feel free to enter the Kiva!

Das verkündet die Aufschrift des Schildes. Was bedeutet denn Kiva ? Und wo ist schon wieder mein Reiseführer ? Ich ziehe ihn aus dem Rucksack und schlage gleich nach unter "Kiva": "... *Kee-vah, ein Wort aus der Sprache der Hopi, welches Zeremonienraum bedeutet*". Aber alles, was ich so vor mir entdecken kann, ist nichts mehr als eine gewöhnliche Luke im Boden – wie enttäuschend! Sollte ich vielleicht trotzdem mal hineinschauen? Warum eigentlich nicht? Langsam nähere ich mich dem dunklen Loch im Boden und überlege, ob ich an der bereitstehenden Leiter in die Kiva klettern soll.

"*Climb down there and experience the Great Spirit!*" Peter muß gesehen haben, wie zweifelnd ich dastehe. Gesagt, getan! Nachdem ich etwa zwei Meter in die Dunkelheit hinuntergeklettert bin, kann ich langsam erkennen, daß es sich um einen kreisrunden Raum handelt.

In der Kiva

Ziemlich dunkel ist es hier unten! Und was für eine schon etwas gruselige Vorstellung, daß genau dieser Raum, in dem ich mich in diesem Moment befinde, vor ungefähr 700 Jahren als Zeremonienraum gedient hat.

Meine Augen haben sich inzwischen ein bißchen an das dämmrige Licht hier unten gewöhnt. Auf der linken Wandseite kann ich noch geometrische Figuren, mit Zeichnungen von Vögeln und Tieren erkennen. Faszinierend! Ich schließe die Augen und versuche bewußt die Schwingungen des Raumes aufzunehmen. "*The Great Spirit!*" wiederhole ich langsam und nehme den Geruch von Erde wahr. Hier haben die Anasazi also Gebetsversammlungen und Heilungsriten abgehalten.

Der Medizinmann

Plötzlich entsteht vor meinem geistigen Auge das Bild eines alten, weisen Medizinmannes, der sich über einen auf der Erde liegenden, stöhnenden Kranken beugt. Geheimnisvoll murmelt der weißhaarige Medizinmann die alten, traditionellen Zaubersprüche, die nur er kennt. Das Ritual vertreibt die bösen Geister. Verschiedene getrocknete Kräuter liegen bereit, die der konzentrierte, sich schon fast in Trance befindende Alte in einer Holzschüssel zerkleinert. Sein leises Summen durchdringt die Kiva. – Diese Imagination besitzt soviel Wirklichkeit, daß ich lieber wieder die Augen öffne!

Der Sipapu

In der Mitte dieses unterirdischen Raumes entdecke ich eine alte Feuerstelle, die durch ein dunkles, kreisrundes Loch im Boden gebildet wird. Zwischen der staubig aussehenden Feuerstelle und der Wand befindet sich der wichtigste Teil der Kiva: es ist eine sehr kleine Öffnung im Boden, welche die Indianer *Sipapu* nannten. Der Sipapu war der symbolische Zugang zu den vier Unterwelten, durch den die Anasazi die Welt zu betreten und zu verlassen glaubten.

Ist der Sipapu wohl gerade aktiv und strömen die Geister der Anasazi wieder in die Kiva? Dies spukt mir durch den Kopf. Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken, und ich spüre, wie ich eine Gänsehaut bekomme. Fröstelnd fällt mir ein, daß oben im Tageslicht bestimmt einige Touristen durch die Ruinen klettern, aber hier unten ist es sehr dunkel und totenstill. Die Kiva hat sich in Schweigen gehüllt.

Tanz der Geister

Aber da war doch was? Ich spitze die Ohren. Bedächtig lausche ich erneut auf ein leises Summen, welches ich aber noch nicht deuten kann. Was sind das nur für seltsame Laute? Angespannt starre ich in die Dunkelheit, in der Hoffnung, gleich des Rätsels Lösung zu sehen. Durch die Finsternis dringt das Summen immer deutlicher und lauter zu mir. So langsam wird mir klar, daß ich eine fremde, wahrscheinlich indianische Sprache höre, die halb gesungen und halb gesprochen ist. Was ist das für eine melodische, sich tief in meine Seele grabende Tonlage? Nach und nach verstehe ich, was diese fremde Stimme sagt:

"... nach den vielen, kalten Wintern wird endlich der Frühling wieder kommen, meine Brüder. Die Erde wird die Umarmung der Sonne empfangen, und bald werden wir sehen, wie ihre Liebe die Natur verwandeln wird. Jedes Saatkorn wird erwachen und ebenso alle Tiere. Dieser geheimnisvollen Macht verdanken wir unser Sein, und deshalb gestehen wir unseren Nachbarn – auch die Tiere sind unsere Nachbarn – das gleiche Recht wie uns selbst zu, dieses Land zu bewohnen. Und alle Söhne meines Volkes müssen dann tanzen, überall – und sie dürfen nicht aufhören zu tanzen. Und dann wird der Große Geist uns alles Wild zurückbringen. Alle unsere toten Brüder werden zurückkommen und wieder leben. Sie werden stark sein wie junge Männer..."

Entschieden reiße ich mich von diesem Phantasiebild los. Doch es kommt mir so vor, als ob der Geist der Anasazi und der Atem ihrer Natur noch in diesem Raum schwebt und so den Rhythmus dieses Ortes bestimmt.

Zurück in die Gegenwart

Immer noch stehe ich nachdenklich vor dem Sipapu und verspüre das Verlangen, noch ein bißchen länger hier zu bleiben. Aber ein Blick auf meine Uhr verrät mir, daß ich leider nicht mehr allzuviel Zeit habe. Schade, daß ich jetzt gehen muß, denn ich habe vorher noch nie einen so mystischen Ort kennengelernt wie diesen. Schließlich raffte ich mich auf und kletterte an der Leiter nach draußen, wo mich gleißendes Sonnenlicht und brütende Hitze empfängt. Anfangs kann ich kaum etwas sehen, weil das Sonnenlicht die Augen blendet. Ich blinzele.

"Nice expedition into the past, wasn't it?" ruft mir Peter schon entgegen. Fasziniert stimme ich ihm zu. Spruce Tree House wird einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. "Thanks so much for your help!" bedanke ich mich schließlich – immer noch etwas verwirrt von so vielen Sinneseindrücken – bei Peter und verabschiede mich mit dem typischen "And have a nice day!"

Am Ende meines Besuches von Spruce Tree House setzte ich mich erschöpft oben an der Felsklippe auf einen im Schatten liegenden, umgestürzten Baumstamm. Aus dieser Entfernung verschwimmen die Klippenwohnungen der Anasazi vor den Augen des Betrachters in der kochenden Hochsommerhitze zu unwirklichen Konturen. Zwangsläufig erwacht an diesem Ort die Phantasie, und ich stelle mir vor, daß hier die Schöpfung begann.

Mit dem Ausdruck "Ort des pochenden Herzens" könnte man versuchen, den Zauber dieser vorkolumbischen Stätte zu beschreiben. Weißen liegt die gefühlvolle Ausdrucksweise der Indianer wenig. Aber Mesa Verde ist ein unverwechselbarer Punkt, bei dem man auf eine Landschaft blickt, die fern der Wirklichkeit scheint. Doch glaube ich, daß man die Faszination der wie Schwalbennester an den Steilhängen klebenden Klippenwohnungen erst so richtig verspürt, wenn man sich mit vollem Bewußtsein auf die Reise in die Vergangenheit einläßt. Die Zeitmaschine Auto macht es hier erst möglich, die Zivilisation zu verlassen und sich von der Gegenwart einige hundert Jahre zurück in die Vergangenheit zu versetzen.

Noch einmal versuche ich die verzaubernde Atmosphäre dieser vorkolumbischen Stätte auf mich einwirken zu lassen. Die Erde erscheint mir an diesem Ort voller Geheimnisse. Hier muß vor vielen hundert Jahren eine Kultur entstanden und wieder in Mythen und Sagen versunken sein – die Kultur der Anasazi. Sie glitt hinab in das Reich des Vergessens und hinterließ Spuren, die erst nach langer Forschungsarbeit entschlüsselt werden konnten.

Anmerkungen

¹ Mesa Verde liegt in Südwest-Colorado, USA, und ist ein Nationalpark mit den Sehenswürdigkeiten *Cliff Palace*, *Spruce Tree House* und *Balcony House*, aus der Anasazi-Kultur stammende Siedlungen, die zwischen 1100 und 1300 bewohnt waren.

² Colorado ist ein Gebirgsstaat im Westen der USA, der 269.998 km² umfaßt und 2,9 Mill. Einwohner hat. Die Hauptstadt ist Denver. Eine mögliche Abkürzung für Colorado ist *Colo.* oder *Col.* Colorado bedeutet "rotgefärbt" und bezieht sich auf die Farbe des Colorado-Flusses. Der Beiname dieses Staates ist *Centennial State* (Hundertjahrfeier-Staat), da Colorado 1876 als 38. Staat in die USA aufgenommen wurde.

³ Die Anasazi hatten eine Indianerzivilisation, die sich u.a. auf der Basis künstlich bewässerter Felder durch die Anlage von Regensternen und Kanälen im Südwesten der USA entwickelte.

⁴ Das *Four Corners*-Gebiet ist die Region um das heutige Vierländereck Utah, Arizona, Colorado und New Mexico.

⁵ Klippenwohnungen

⁶ Braunger, Manfred: *Richtig Reisen. Südwesten USA: Arizona, New Mexico, Utah, Nevada*. Köln: Dumont, 1991. S. 12.

⁷ köstlich, lecker

⁸ *Spruce tree* bedeutet im Deutschen "Fichte". Diese Felswandsiedlung wurde 1888 entdeckt, als zwei ortsansässige Farmer auf der Suche nach entlaufenen Rindern zufällig auf diesen Ort stießen. Berichten zufolge sollen die beiden Männer die Wohnanlage zum ersten Mal betreten haben, indem sie an einer Fichte, die von den Klippenwohnungen bis zu den Mesahöhen gewachsen war, hinunterkletterten. Ein anderer Entdecker von Spruce Tree House soll diese Fichte später gefällt haben.

Sabine Dräger (Hamm)

Walking a Mile in Moccasins – bei den Crow Creeks in South Dakota

Emptiness in Endlessness

Weites Land – unendlich weit. Es ist sehr heiß, die Klimaanlage im Wagen steht auf *high*. Wir fahren vollbeladen in Richtung Crow Creek Reservation.

Das Schild an der Grenze des Reservats steht plötzlich klein und einsam am Rande der Straße und verkündet in gelb auf grün den Namen in die flirrende Hitze. Das Land ist trocken, scheint fast farblos zu sein. An der Fensterscheibe fliegen zunehmend drohende Strommasten und Hochspannungsleitungen vorbei – errichtet auf Land, das den Indianern gehört. Lange fahren wir noch, ohne daß das Landschaftsbild Funken von Freude oder Hoffnung aufkommen läßt. Die Leere erschlägt mich ...

Bald tauchen vereinzelt erste *trailer* auf, und schließlich finden wir mit Hilfe der Beschreibung unseren Weg durch die kurzen, geraden Straßen Fort Thompsons bis hin zu unserer Anlaufstelle.

Hier wohnt eine resolute Schwester vom *Benedictine Order*. Sie hat die kirchlichen Angelegenheiten im Reservat seit 20 Jahren fest in der Hand. Meistens ist zur Unterstützung eine zweite Schwester da, die aber gerade für ein paar Tage zurück zum Kloster gefahren ist, das etwa fünf Stunden Fahrt entfernt liegt.

"*Here's the first of the two trailers where you find the office and where you can sleep at night*", beginnt Sister Charles¹ die Führung durch ihr bescheidenes Reich. Im anderen *trailer* wohnt sie, und dort soll es auch Essen geben.

Wenig später tischt sie ein stilechtes *American supper* mit Fleisch, Kartoffelgratin, Mais, verschiedener Rohkost mit Dip und zum krönenden Abschluß ein süßes *dessert* aus *marshmallows* und *corn crisps* auf.

Beim Abendbrot lernen wir noch Cora kennen, die ebenfalls mit Sister Charles zusammenarbeitet. Sie hat ihr Büro im ersten *trailer*. Ihre Aufgabe ist es, u.a. Auskunft und Rat bei Geldsorgen, Krankheitsfällen und anderen privaten Angelegenheiten der Reservatsbewohner zu geben.

"*I came here twelve years ago to help Sister Charles with filming. I was going to spend only two weeks and now I'm still here*", erzählt sie von sich. Wir sind sehr beeindruckt.

A Tour of the Reservation

Damit wir die Umgebung etwas kennenlernen, macht Sister Charles mit uns eine großzügige Rundfahrt durch die gleichförmige Häuserlandschaft.

"*All the houses are built by HUDD – the Housing and Urban Department of Development*", berichtet sie.

"*They have to be fixed up again before someone new moves in. Most people really don't care about the outward look*", erklärt sie den schlechten Zustand der ohnehin schmucklosen Domizile der Reservatsbewohner. Bröckelnde Farbe und zerbrochene Scheiben sind keine Seltenheit.

"*This is our post office*", stellt sie ein verfallenes Bretterhäuschen vor, das sehr verlassen und ärmlich aussieht. Unser Weg führt weiter über den riesigen Big Bend Dam, eine Energiequelle – von weißer Hand gebaut – für weit mehr Menschen als im Reservat leben. Von hier wird der Strom viele Meilen weit in South Dakota verteilt. Für die Nutzung ihres Landes bekommen die Indianer allerdings keinen *cent*.

In einer stillen Phase plötzlich die Frage: "*Sister, where does the name of the reservation come from?*"

"*Well, Crow Creek got its name like this: the Indians were moved to this place by force. There came a time when they didn't get enough food supply and eventually they had to shoot crows to have something to eat*", erläutert sie bereitwillig. Als wir den weit und breit einzigen *liquor store* passieren, fragt jemand von uns:

"*Didn't alcohol used to be illegal?*"

Sister Charles bejaht die Frage, aber informiert uns über die aktuelle Situation:

"*Now it's legal. We have so many problems with alcohol because Indians are non-aggressive people by nature. They turn invert and don't share their problems.*"

Auf die Frage nach sozialen Einrichtungen erwähnt sie das *alcohol abuse program*, das in einer Beratungsstelle für Reservatsbewohner mit Alkoholproblemen – besonders für Jugendliche – angeboten wird. Bald fahren wir am *medical*

center vorbei, das laut Sister Charles viele Arbeitsplätze geschaffen hat, und wo vielen Menschen schon geholfen werden konnte.

Sie erzählt uns noch von der *tribal farm*, die von einem Weißen geleitet wird. Da die Sioux-Indianer vor nicht allzulanger Zeit noch Jäger und Sammler waren, könnten sie die Farmarbeit nicht selbständig organisieren.

"Other reservations have their own factories and they earn quite a bit of money by selling their products, for example craftwork or jewelry", zieht sie den Vergleich.

Wir beenden unsere Tour an den zwei eingezäunten *trailers*, die nun für einige Tage unser neues Zuhause sein sollen. Gegenüber kann ich gerade noch in der Dämmerung über einer langen, gemauerten Halle die Schildaufschrift "Groceries" entziffern und frage danach.

"This is the only grocery store we've got for 50 square miles", ist die schockierende Antwort.

Das erste, was ich in unserem Raum entdeckte, als wir wieder eintreten, ist ein Wandschmuck, ein indianisches Gebet. Es scheint mich in alte Zeiten versetzen zu wollen und fasziniert mich:

INDIAN PRAYER

Great Spirit,

Grant that I May not criticize my Neighbor
until I have Walked a Mile in his Moccasins.

Mein Blick wandert weiter zu einem wunderschönen spirituellen Bild, das eine Vision darstellt. Ich untersuche die Signatur: "Daniel Long Soldier, Oglala Sioux".² Vorsichtig drehe ich das Bild um und kann auf der Rückseite ein interessantes Zitat entdecken:

"I did my first painting in the sand as a little boy ... My cultural understanding comes from my relatives and my art talent is a gift from the Great Spirit ..."

Wo kam doch noch gleich der Name *Sioux* her? Meine beiden Mitbewohnerinnen, zwei weitere *summer volunteers*, können mir nicht weiterhelfen, und ich krame aus meinem Rucksack ein Buch über geschichtliche Hintergründe hervor, das ich mir in einem der zahlreichen, unerschöpflichen *gift shops* zugelegt habe.³

This Land Was Made For You And Me!?

Als Kolumbus 1492 auf dem Kontinent landete, beschlossen die Dakota-Indianer, von der Pazifikküste in Richtung Nordwesten wegzuziehen. Dakota war der Name, den sie sich selbst gegeben hatten, und er bedeutet *Society of Friends*.⁴ Ihr Weg führte sie über viele, lange Jahre vom heutigen North Carolina über Ohio nach Minnesota.

Hier trafen sie auf die eher feindlich gesinnten Chippewa, die den Fremden den Namen *Nadewessi* gaben. Er bedeutet "Schlangen". Rastlos zogen sie weiter bis nach South Dakota, in die Nähe des Missouri, wo sie allen anderen Stämmen trotzten und einige weit in die Flucht schlugen.

1775 überquerten die Oglala Sioux den Fluß als erste. Zu dieser Zeit waren die Sioux noch "a people who were brave and strong and healthy and happy – and free as the wind", wie mir das Buch versichert. Doch bald brachten die ersten Siedler Krankheiten ins Land.

Mit dem *gold rush* Mitte des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Probleme. Mehr und mehr Weiße reisten durch Indianerland, und immer mehr *bluecoat soldiers* mußten die Leute beschützen. Bald wurden schriftlich geschlossene Verträge, meistens Landrechte betreffend, von Seiten der Weißen gebrochen, und man übte Gewalt gegen die Indianer aus. Der Stein des Anstoßes war eine *mormon cow*, so lese ich, die sich verirrt hatte und von einem Indianer erbeutet wurde.⁵

1857 gab es einen großen *council* mehrerer Stämme, auf dem beschlossen wurde, daß man sich zukünftig bei Angriffen auf ein *camp* zur Wehr setzen würde. 1864 waren Beutezüge und Verwüstungen durch frustrierte Indianer bereits häufig.

Die folgende Powder River Campaign gegen Sitting Bull und seine *warriors* scheiterte im Jahr 1865. Ein Jahr später versuchte *Chief* Red Cloud alles, um den – erneut wegen Gold – geplanten Bau von Forts entlang des Bozeman Trail⁶ in Montana zu verhindern:

"No forts. No roads", war seine klare Antwort auf Anfrage eines *commissioner*⁷. Seine Entscheidung wurde mißachtet. Die Folge war ein Angriff, der gemeinsam von Red Cloud und Crazy Horse mit ihren zahlreichen Kriegern geführt wurde und als Fetterman Ambush in die Geschichte einging.⁸

The End of Indian Sovereignty

Mit den Schnellfeuergewehren hatten die Weißen ab 1868 eine starke Waffe selbst gegen die tapfersten Krieger. Ein erneuter Vertrag, der den Sioux das westliche South Dakota inklusive der Black Hills zusicherte, schaffte kurzzeitig Frieden. Als jedoch 1874 Gold in den Bergen entdeckt wurde, gab es einen erneuten *rush* und Streit um besagtes Gebiet. Eine der vielen Schlachten, die geführt wurden, um die Indianer zu unterdrücken, war die am Little Big Horn im Juni 1876, in der der berühmte, aber umstrittene General Custer fiel.

Die Weißen hatten Angst vor den vielen Kriegern und versuchten sie zu zwingen, in Reservate zu gehen, indem sie eine Frist bis Januar 1877 setzten und androhten, die nicht Willigen zu jagen. Außerdem gab es keine finanzielle Unterstützung mehr für die Sioux. Durch das jahrelange Abschachten der riesigen Büffelherden, ihrer Existenzgrundlage, waren sie aber inzwischen von der staatlichen Unterstützung abhängig.

Crazy Horse kam bald freiwillig, um mit den Soldaten zu verhandeln. Er wurde aufgrund eines ungeklärten Mißverständnisses festgenommen. Bei dem Versuch, sich zu wehren, wurde er durch einen nicht eindeutig aufgeklärten, angeblichen Unfall getötet.

Auch Sitting Bull erging es nicht besser. Nachdem er sich nach langer Flucht endlich im Jahre 1881 in Fort Buford in North Dakota freiwillig stellte, wurde er Farmer im nordwestlichen South Dakota. Er schickte seine Kinder zur Schule und versuchte, sich mit der neuen Lebensart zurechtzufinden. Dann jedoch erlaubte er seinen Leuten den *ghost dance*, bei dem in starker Hoffnung auf die Wiederkehr alter Zeiten und den Untergang der weißen Herrschaft gebetet, gesungen und getanzt wurde. Diese beeindruckenden Treffen verbreiteten viel Angst. Man verbot sie, nahm Verhaftungen vor. Auch Sitting Bull war unter den Leidtragenden. Als er sich der Festnahme widersetzen wollte, starb er durch einen Schuß unter ebenso mysteriösen Umständen wie Crazy Horse.

Ich erinnere mich, überall Postkarten mit den markanten Gesichtern dieser berühmten *Chiefs* gesehen zu haben. Die Stimme meiner Mitstreiterin holt mich zurück in die Wirklichkeit:

"*Would you mind if we turned out the light?*" Ich hoffe auf einen ruhigen Schlaf nach diesen aufregenden Schlachten ...

A Spark of Joy

Frühmorgens reißt mich der schrille Wecker aus dem Schlaf. Nach dem Frühstück, *cereals* mit Milch und eine Tasse Tee, wird besprochen, was für den heutigen sonnigen Tag ansteht.

Es beginnt ein mehrtägiges Camp mit Kindern im schulpflichtigen Alter. Wir sollen bei der Organisation von Basteln, Schwimmen und Gottesdienst helfen. Dazu müssen wir eine dreiviertel Stunde bis ins nächste Dorf fahren, dabei sah das Crow Creek Reservat auf der Landkarte im Vergleich zu anderen, z.B. Rosebud oder Pine Ridge, so klein aus – das hatte ich mir aber anders vorgestellt ...

Ich habe ein paar Bedenken, ob ich mich mit den Kindern vernünftig verständigen kann. Reicht mein Englisch, das mich quer durch die USA bis in den Mittleren Westen gebracht hat, auch für diese gewiß nicht leichte Aufgabe aus? Schließlich sind alle anderen *volunteers* gleichzeitig auch *native speakers*.

Meine anfänglichen Bedenken zerschlagen sich zum Glück schnell, und Sister Charles stellt uns vor:

"*This is Lori from Scotland, Charlee from New Jersey and Sabine from Germany.*" Nachdem wir zusammen einen Film über einen Indianerjungen angesehen haben, essen wir gemeinsam. Die anfänglich angespannte Stimmung lockert sich langsam, aber merklich auf.

"*Today we are going to make place mats*⁹", verkündet Sister Charles und organisiert schnell das Herbeischaffen der nötigen Materialien aus dem *van*, mit dem wir gekommen sind. Von den Eltern der Kinder haben wir kaum jemanden zu Gesicht bekommen. Wenn ja, dann trafen uns leider eher skeptische Blicke.

Bald ist das Basteln in vollem Gange Ich sehe wie einige Kinder liebevoll ihre Werke mit "for Granny" oder "for Grandpa" beschriften. Sie machen lieber anderen eine Freude durch ein Geschenk, als das Kunstwerk für sich selbst zu behalten, wie sie erzählen. Wir helfen, wo wir können: schneiden, kleben und beraten.

Swimming in the Bad River

Die Kinder möchten am liebsten noch viele *place mats* fertigen, doch wir wollen noch schwimmen gehen, im *Bad River*.

"Why did the Indians give such a name to the Missouri River?" frage ich Sister Charles, die anscheinend jede Frage zur Region beantworten kann.

"After the Whites had built this huge dam, the Big Bend Dam, the river became increasingly wider and the land was flooded. There was no more possibility of crossing it easily and without danger except for one bridge", erläutert sie den indianischen Beinamen.

Insgesamt gründen sich viele Bezeichnungen für Städte und markante, landschaftliche Punkte auf alte Sioux-Namen, fügt sie ergänzend hinzu:

"For example, take the Black Hills in the very west of South Dakota. In Indian tongue they were once called Paha Sapa which means exactly the same. It's because they look black from a distance."

"Probably just like our Black Forest", sage ich.

"Oh yes, the Schwarzwald", bringt sie lachend mit deutlichem amerikanischen Akzent hervor. Sonst lacht sie sehr wenig, denke ich, und finde die sonst sehr streng und ernst wirkende Frau gleich viel sympathischer.

"Okay, let's go for a swim now", ruft sie die begeisterten Kinder zusammen. Passen fünfzehn Kinder plus vier Begleitpersonen in einen *van*? Ja, es geht ...

Ehe ich mich versehe, sitze ich zwischen fröhlich plappernden Yanktonaise Sioux¹⁰ und habe noch ein kleines Mädchen, Jenny Big Eagle¹¹, auf dem Schoß.

Nach langem Hin und Her entschieße ich mich, als einzige Begleitperson, auch ins Wasser zu springen. Sofort umringen mich einige der jüngeren Mädchen und rufen:

"Try to catch us, come on !"

Ich versuche mein Bestes, um die Chancen gleich aussehen zu lassen. Dafür bekomme ich ein Lob, als wir leider schon wieder fahren müssen:

"You're fun to play with", sagt Audrey.

"Thanks!" erwidere ich glücklich.

New Awareness of a Strong Culture

Auf der Rückfahrt in das andere Dorf schweifen meine Gedanken zurück zu dem *powwow*, bei dem wir wenige Tage zuvor Gäste sein durften. "Wacipi Flandreau" kündigt der Anstecker an meinem Rucksack noch selbstbewußt von den Festlichkeiten.¹²

Wie war das noch gleich? Der Ausdruck *pau wau* bedeutete ursprünglich *medicine man* oder *spiritual leader*. Die Europäer, die tanzende Medizinmänner sahen, dachten, das Wort bezeichne das Ereignis an sich.

Die Tradition des Tanzes geht sehr weit zurück, doch die heutige Form der *powwows* entwickelte sich erst in den letzten hundert Jahren:

Viele kommen von weit her. Man versammelt sich, um Verwandte und Freunde zu treffen, zu tanzen, zu singen und zu spielen. Es gibt Tanzwettbewerbe mit teilweise hohen Preisgeldern.¹³ Ich versuche, den Ablauf noch einmal in meinem Gedächtnis lebendig werden zu lassen.

Zuerst sieht man nach alter Sitte die *Grass Dancers* in die Arena kommen. Sie haben symbolisch die Aufgabe, das Gras plattzutreten. Ihre Bewegungen sind weich und rund. An ihre Kleidung sind lange, wehende Bänder genäht, die Gedanken an Präriewind aufkommen lassen. Es tanzen jeweils Männer, Frauen, Jungen und Mädchen in verschiedenen Altersgruppen.

Nun betreten die modern wirkenden *Fancy Dancers* mit ihren farbenprächtigen, brillanten Fransenkostümen die runde Tanzfläche. Ihre Schritte sind besonders lebhaft, intensiv und raumgreifend. Die Farben scheinen während des Tanzes flammengleich um sie zu schwirren.

Man gibt die musikalische Begleitung von *drum group* zu *drum group* rundum weiter. Die mächtige *drum* aus *elk* oder *deer skin*, auf der mit bunt verzierten Stöcken von den etwa sieben bis zehn Mitgliedern getrommelt wird, und der gemeinsame, eindrucksvoll hohe Gesang lassen eine unbeschreibliche, magische Atmosphäre entstehen. Obwohl der starke Zusammenhalt der vielen Menschen offensichtlich ist, fühlt man sich nicht ausgeschlossen, sondern angezogen. Der tiefgehende Ursprung dieser Tradition des *powwow* wird spürbar. Charlee, die ebenso gebannt und fasziniert neben mir steht, hat Recht, als sie sagt:

"It's breathtaking, the powerful thunder and cry of the song."

Als dritte Gruppe tanzen die *Jingle Dancers*. Ihre prächtige Kleidung ist von Kopf bis Fuß mit hunderten von *jingles* verziert, die mühevoll aus Deckeln von Tabakdosen gefertigt worden sind und bei jedem Schritt metallens-rhythmisch klingen.

Nach kurzer Pause ertönt erneut die überwältigende, musikalische Begleitung, und die Füße der Tänzer nehmen den Rhythmus auf. Es sind die *Traditional Dancers*, die sich zurückhaltend, nach festen Regeln bewegen. Ihre Kleidung ist nach ursprünglichem Vorbild ganz aus natürlichen Materialien gefertigt. Wunderschöne *quill* und *bead works* oder Malereien – je nach Stamm – zeigen die Kunstfertigkeit der *native Americans*.¹⁴ Unzählige kostbare Adlerfedern bilden Kopf- und Rückenschmuck.

Um die Arena herum reihen sich Stände mit Handarbeiten, Schmuck, nicht-alkoholischen Getränken und Leckereien aneinander. Ich probiere einen *Indian taco*, der mir sehr gut schmeckt, und bin gespannt auf das spätere große Buffet, das für Teilnehmer und Gäste aufgebaut werden soll.

"Dinner is waiting", holt mich Loris Ausruf in die Gegenwart zurück. Beim Essen frage ich Sister Charles:

"Do the Indians from this reservation have powwows, too?"

"Yes, there's one every summer. Unfortunately, you will miss it", antwortet sie.

Cruising the Powwow Highway

Nach dem Essen, *hamburger* und *French fries*, leihen wir uns im Supermarkt gegenüber einen Videofilm aus. Die Kassiererin lächelt freundlich, sie ist sehr nett und offen. *Powwow Highway* erzählt uns die Geschichte von einem Tageträumer. Er lebt in einem Reservat. Es regnet in Strömen, die Straßen wirken trostlos, und das Tageslicht ist bereits erloschen. Der *anti-hero* hat sich einen rostigen Wagen gekauft und träumt, er sei ein *warrior* mit seinem *war pony*. Er erzählt einem Freund von seiner Vision, stößt jedoch nur auf Unverständnis. Sein Freund schimpft:

"You're nuts. The old times are gone forever."

Ständig auf der Suche nach Freiheit und Abenteuer fährt er in der Realität mit seinem klapprigen Auto durch die regennassen Reservatsstraßen. Als die Lautstärke des Films abnimmt, hören wir draußen ebenfalls stotternde Motorengeräusche. Die Wagen werden von Jugendlichen gefahren, deren einzige Beschäftigung nächtliches *cruising* ist. Ein Grund mehr, sich besser nachts von den Straßen fernzuhalten, wie Sister Charles und Cora uns nahegelegt haben.

"But what about my wonderful vision", fragt sich unser Held immer wieder selbst. In den Sequenzen, die seiner Phantasie entspringen, galoppiert er stolz zu Pferd über die endlose, sonnige Prärie. Seine wunderschön verzierte Kleidung ist aus Fell und Leder, Kriegsbemalung zierte sein Gesicht. Er schwingt ein *tomahawk*¹⁵, und auf seinem Kopf thront ein imposanter Schmuck aus Pferdehaar und Adlerfedern.

So wie damals Sitting Bull, Crazy Horse, Red Cloud und all die anderen, denke ich, und hole nach dem Film wieder mein Buch hervor, um das Schicksal der Ureinwohner Amerikas weiterzuverfolgen.

The Fight for Rights

Die wohl letzte große Schlacht hatte im Jahre 1890 ihren Schauplatz bei Wounded Knee.¹⁶ Ein *camp* von Häuptling Big Foot, der sehr friedfertig und kooperativ war, machte hier Zwischenstation. Die Krieger und ihre Frauen waren auf dem Weg nach Pine Ridge, um einem anderen Stamm zu Hilfe zu kommen. Lieutenant Sumner machte sich auf die Suche und bekam bald Unterstützung durch weitere Truppen. Er sollte alle zurück in ihr Reservat bringen. Auf uner-

klärlche Weise brachen nach ein paar Tagen Belagerung zunächst Panik und dann ein fataler Kampf aus, der einige Opfer forderte. Unter ihnen war auch Big Foot.

Kurz danach versammelten sich etwa 4.000 Indianer in der Nähe der Pine Ridge Agency¹⁷. Es war General Miles, der es fertigbrachte, daß sie sich nach einiger Zeit ergaben. Er hielt seine Versprechen und tat für die Ureinwohner Amerikas, was er tun konnte.

Bald gab es sechs Reservate in South Dakota.¹⁸ In einem bin ich gerade, denke ich. Hier möchte man eigentlich nicht wohnen. Dabei habe ich doch gelesen, daß früher viele ehemalige Gefangene freiwillig bei den Indianern blieben und mit ihnen lebten.

Alles übrige Land wurde von den Sioux mehr oder weniger unter Zwang verkauft. Es gab viele Verbote, Nahrungsvorenthalt wurde als Druckmittel benutzt. Die Reservatsbewohner brauchten nicht zu arbeiten und verloren bald das Interesse, überhaupt irgendetwas für sich selbst zu tun.

Kinder wurden auf weit entfernte Internate geschickt, bekamen aber keine handwerkliche Ausbildung, mit der sie Arbeit hätten bekommen können. Einige gingen trotz der schlechten Aussichten in die Städte und schafften es, sich eine Existenz aufzubauen.

1934 erließ der *Great Council* den *Reorganization Act*, der den Indianern neue Rechte, wie die Religionsfreiheit, die Erlaubnis Geld zu verleihen und Jobs in der Regierung einzunehmen, zugestand. Es folgten weitere Zusammenschlüsse, Konferenzen, Kongresse.

A Dream: Tribal Self-government

In den sechziger Jahren gab es viele Weiße, die sich Gedanken machten und für die Rechte der Indianer einsetzten. Sie sollten mehr von der Zivilisation profitieren. Allgemeines Ziel war die eigenverantwortliche Organisation, Verwaltung und Kontrolle von reservatsinternen Angelegenheiten, wie z.B. die Kontrolle über vorhandene Bodenschätze zu erhalten.

1968 verkündete Nixon als angehender Präsident, daß für die Reservatsbewohner die Zeit gekommen sei, diese Rechte endlich zugesprochen zu bekommen. Der Beschluß wurde zuversichtlich und selbstbewußt angenommen.

"We ask the right to be allowed to pursue our dream of doing for ourselves what you are doing for yourselves when you manage your own affairs", waren die Worte des Sprechers. *"That is the American Way. We claim that way for ourselves."*

Im gleichen Jahr gab es einen *Council of Indian Opportunity*. Die sieben ihm angehörigen Indianerstämme wiesen auf einige Mißstände in Reservaten hin. In den 70ern machte sich erneut massive Unzufriedenheit breit. Man hoffte, durch Demonstrationen etwas erreichen zu können. Die Aktionen standen unter dem Motto: *"Maybe our actions will speak louder than our words."*

1978 wurde von 90 Stämmen der *Long Walk* gestartet. Fünf Monate lang wanderten Indianer quer durch die USA, vom Pazifik bis hin zum Atlantik. Es ging darum, Rechte auf Land und Bodenschätze zu verteidigen, wie auch Wasser- und Fischereirechte zu sichern. Am Ziel erwartete sie eine große Enttäuschung: der Präsident der Vereinigten Staaten zeigte sich noch nicht einmal und war nicht zum Empfang einer Delegation bereit.

Das Buch verrät mir weiterhin, daß mehr als die Hälfte der Indianer in dieser Region in Städten außerhalb der Reservate wohnen. Doch die in den umgrenzten Gebieten Zurückgebliebenen müssen weiter hart um eine *Indian tribal sovereignty* kämpfen, die sich als stammeseigene Regierung versteht. Viele – auch Außenstehende – sehen hierin die einzige Möglichkeit zur Lösung des *Indian problem*.

At the End of the Mile

Am nächsten Morgen ist es wieder sehr heiß, die Klimaanlage im *trailer* steht auf *high*. Der Tag verläuft ähnlich wie der erste. Sister Charles erzählt, daß sie hier eine Art Missionsdienst erfüllt. Der Orden leistet personelle und finanzielle Unterstützung, da das Reservat nicht als eigenständige Gemeinde in der Diözese anerkannt wird. Ich finde ihre Leistung sehr bewundernswert.

Ein paar Tage später, als wir traurig Abschied nehmen müssen, bedanken sich die Kinder bei uns – besonders dafür, daß wir von soweit her gekommen seien, um mit ihnen zusammen zu sein. Ich freue mich, daß ich ein klein wenig gegen die Eintönigkeit des Reservatslebens unternehmen konnte, bin dankbar für den außergewöhnlichen Einblick ins Alltagsleben und hoffe das Beste für alle Sioux – *those remarkable people* – einem Volk auf dem Weg zur Wiederbelebung einer beeindruckenden Kultur.

Anmerkungen

¹ Wenn die Frauen als Schwester in den Orden eintreten, nehmen sie den Namen einer oder eines Heiligen an, so daß auch Männernamen vorkommen.

² Daniel Long Soldier ist im Mittleren Westen sehr bekannt. Es gibt seine Bilder als Drucke und Postkarten in fast allen Souvenirläden.

³ M. O. Karsten: *Those Remarkable People, The Dakota/Lakota*. 1981.

⁴ In der Sprache der Oglalas, einem der Dakota-Stämme, gab es keinen D-Laut, so daß sie Lakota sagten.

⁵ Der Häuptling des betreffenden Stammes wollte für die Kuh bezahlen. Als die horrenden Summe, die der ehemalige Besitzer forderte, nicht aufgebracht werden konnte, sollte der Schuldige ausgeliefert werden. Die Soldaten, die das Indianer-Camp mit dieser Forderung aufsuchten und sofort unter Beschuß nahmen, wurden umgebracht. Ein Jahr später wurden im Gegenzug 136 Indianer ermordet, die teilweise zu besagtem Camp gehörten.

⁶ Die Indianer gaben der Straße den Namen *Road of Thieves*.

⁷ Verhandlungspartner, der den Indianern von den Weißen gestellt wurde.

⁸ Captain William J. Fetterman behauptete, mit 80 Soldaten die besagten Indianer besiegen zu können. Er und seine gesamte Truppe wurden aber in einem geschickt angelegten Hinterhalt letztendlich getötet.

⁹ Platzdeckchen

¹⁰ Die Yanktonaise Sioux sind ein sehr kleiner Stamm. Sie gehörten einer Organisation von sieben Stammesverbänden an, die sich *Friendly People of the Seven Council Fires* nannten. Später wurden die Indianer nach Stämmen in die Reservate verwiesen.

¹¹ Bei der Registrierung der Namen der Reservatsbewohner gab es Probleme aufgrund fehlender Nachnamen. Also wurden einfach jeweils die indianischen Namen – meist der Väter – als solche notiert, und die Kinder bekamen geläufige amerikanische Vornamen. So begegnet man häufig Nachnamen wie Long Soldier, Big Bear, Little Thunder, Blue Cloud. Die Neugeborenen bekamen ihren Namen damals oft nach Dingen, die nach der Geburt draußen zu sehen waren.

¹² *Wacipi* ist das in der Gegend übliche indianische Wort für *powwow*. Die kleine Stadt Flandreau (2.311 Einwohner) liegt im Staat South Dakota, an der Grenze zu Minnesota.

¹³ cf. Parfit, Michael: "Powwow". *National Geographic*. No. 6 (1994), pp. 88-113. Der Bericht ist sehr anschaulich geschrieben und gibt noch weitere, interessante Informationen.

¹⁴ Bevor Handelspartner Perlen, *beads*, nach Nordamerika brachten, verzierten einige Stämme ihre Kleidung mit gefärbten Stachelschweinborsten, *quills*.

¹⁵ Kriegsbeil, das neben Speer und Pfeil und Bogen zu den ursprünglichen, indianischen Waffen gehörte.

¹⁶ Die Schlacht ist bekannt als *Massacre at Wounded Knee*.

¹⁷ Zentrale Verwaltungsstelle eines Reservats, in der ein *Indian agent* als Ansprechperson arbeitet.

¹⁸ Crow Creek Reservation und Lower Brule Reservation liegen in der Mitte von South Dakota, Pine Ridge Reservation und Rosebud Reservation sind im Norden, und Cheyenne River Reservation sowie Standing Rock Reservation befinden sich im Südwesten des Staates.

Lars Hesse (Wetter/Ruhr)

Flintstones and Daffodils – eine Wanderung auf dem South Downs Way von Alfriston zu den Seven Sisters

Helter-Skelter

Jenseits des Tempolimits eilt der Bus auf die Hügelkuppe des High-and-Over¹ zu und scheint einen Augenblick in der Luft stillzustehen. In diesem einen Augenblick genießt man den Ausblick auf das weite grüne Tal des River Cuckmere².

Sofort stürzt sich der Bus selbstmörderisch die schmale kurvenreiche Landstraße hinab. Die Weiden und Felder der South Downs werden in der Senke durch undurchdringliches Buschwerk und kleine Eichenwäldchen abgelöst. Hinter Hecken und *flintstone*³-Mauern fliegen kleine, versteckt liegende *cottages* vorbei.

Dort erahnt man eine verfallene und bereits überwucherte Farm mit verrosteten Wellblech-Unterständen. Der Gegenverkehr kommt beängstigend nahe, doch rettet er sich angesichts der Übermacht des Busses im letzten Augenblick verängstigt auf den viel zu schmalen Randstreifen. Noch eine letzte Kurve, und der Bus geht in die Zielgerade.

Statt von Rennstallboxen wird sie von jahrhundertealten Fachwerkhäusern gesäumt. Sie scheinen stumm vor diesem Blechwesen aus einem anderen Jahrhundert zurückweichen zu wollen. Die Straßenbreite orientiert sich an Kutschen, nicht an der Verkehrsbelastung unserer Tage.

Der Bus kommt am Dorfplatz zum Stehen. Von dieser Achterbahnfahrt durch die Downs noch leicht benommen, steigt der Wanderer aus und befindet sich im Herzen von Alfriston. Er steht vor dem alten Gemischtwarenladen, der gleichzeitig als Postamt dient. In der Mitte des kleinen, dreieckigen Platzes steht, völlig verwittert, das einzige erhaltene Marktkreuz von East Sussex.

Doch die Idylle der im *Village Store* verkauften Postkarten will sich nicht so recht einstellen. Die mächtige Kastanie auf dem Marktplatz, anlässlich der Krönung von Queen Victoria 1837 gepflanzt, ist bis zur Unkenntlichkeit zurückgestutzt worden. Das soll das schönste Dorf von Sussex sein?

Antiquities, Souvenirs and Tea Rooms

Es ist Mittag, und der Verkehr auf der High Street staut sich durch den gesamten Ort. Auf dem schmalen Bürgersteig steht der Wanderer leicht verstört in wehenden Auspuffahnen und versucht vergeblich, die Straße zu überqueren. Wie die Normannen fallen die Touristen in das beschauliche Dorf ein. Sie plündern zwar die Antiquitätenläden, aber zahlen dafür auch mit Kreditkarte. Angesichts des unfreundlichen Aprilwetters genießen sie nicht lange die pittoresken Fassaden, sondern ziehen sich schnell in die zahlreichen *tea rooms* zurück, um auf die erbeuteten Kostbarkeiten "anzustoßen".

Es ist ein Uhr. Mit einem Mal wirkt alles wie ausgestorben. Kein Auto, kein Fußgänger ist unterwegs. Das Mittelalter kehrt auf die High Street zurück. Der Wanderer betritt einen Laden und erwirbt einen Alfriston-Führer⁴ und eine Landkarte, *Ordnance Survey Landranger Sheet 199 (Eastbourne, Hastings & surrounding area)*. Beim Bezahlen erkundigt er sich bei der älteren Lady nach dem Ostergeschäft.

"Well, it wasn't that bad. Actually business over the Easter days was quite good. The sun made them come to Alfriston and the frequent showers made them seek shelter in our shops. And, of course, once inside they spent their money."

"Out of sheer boredom?" fragt er nach.

"I don't care", antwortet sie. *"If it had been warm and sunny, they all would have gone to the beaches and the piers, bad for us."*

Sie fragt nach seinen Plänen. *"Oh, you want to follow the South Downs Way all the way down to Cuckmere Haven? That's a nice walk. I hope you won't get too wet."*

Er verabschiedet sich höflich und folgt noch ein Stück weiter der High Street. *Antiquities, souvenirs, tea room*, diese Sequenz wiederholt sich auf beiden Straßenseiten mit einer Variabilität und Determiniertheit, die den Wanderer an die komplementären Molekülketten einer DNS-Doppelhelix denken läßt. Hier stimmt noch der Ausspruch Napoleons: *"England is a nation of shop-keepers."*

In der Mitte der High Street liegen sich zwei große *inns* aus dem 15. Jahrhundert gegenüber, The Star Inn und The George Inn, deren Fachwerkfassaden äußerst malerisch und einladend wirken. Zwischen zwei Häusern biegt der Wanderer nach links in einen kleinen, ziegelgepflasterten Durchgang ein, The Twytten.

Cathedral of the Downs

Es geht leicht bergab. Hinter den Häusern öffnet sich zum Fluß hin der *village green*, Tye genannt, in dessen Mitte sich auf einem kleinen Hügel die St. Andrews Church, von alten Linden und Buchen eingerahmt, erhebt. Eine alte deutsche Seemine erinnert an den Weltkrieg und die auf See Gebliebenen, bittet stumm und verrostet um Spenden.⁵

Gepflegte Hintergärten umschmeicheln die Häuser auf dieser Seite. Rhododendron, Kletterrosen, Efeu, Glashäuser, zu Wintergärten umgebaute Garagen und, oh Wunder, keine Satellitenschüsseln. Der Wanderer blättert im Alfriston-Führer. Gleich am Anfang steht ein Gedicht des einheimischen Verfassers:

*Some were born here,
Others came to see,
Likewise to stay,
Yet stop like I,
All fall in love with Alfriston.*

Während das Dorf schon als *Alvriceton* im Domesday Book 1085 Erwähnung fand⁶, geht die Geschichte der St. Andrews Church "nur" auf das Jahr 1272 zurück. Schon seit dem 7. Jahrhundert befand sich an der gleichen Stelle das Kloster St. Andrew, in dem die Gebeine von Saint Lewinna⁷ aufbewahrt und verehrt wurden. Die jetzige Alfriston Parish Church wurde im Jahre 1360 begonnen. Die Kirche ist eines der schönsten Gotteshäuser in Sussex und ein Musterbeispiel für die Verwendung von *flintstone* als Baumaterial.

Es handelt sich um *knapped flint*, wobei die meist runden Steine in der Mitte getrennt in den Mörtel eingebettet wurden. So entstand eine relativ ebene Maueroberfläche, die alle Schattierungen des *flint*, von weiß über braun und grau bis zu schwarz, aufweist. Die mächtigen Stützpfeiler, Verblendungen und filigranen Fenster sind aus grünem Sandstein, neben der Kreide ein geologischer Hauptbestandteil der Downs.

Der schiefergedeckte Kirchturm ist als *landmark* weithin sichtbar. Nicht umsonst hat diese nicht nur von den Abmessungen imposante Kirche den Beinamen "*Cathedral of the Downs*" bekommen.⁸

Der Wanderer überquert den Tye, auf dem schon ungezählte Feste und *Stoolball*-Turniere stattfanden.⁹ Neben der Pforte in der Friedhofsmauer (natürlich aus *flintstone*), die den prähistorischen Kirchenhügel umgibt, steht ein Holzschild, auf dem in säuberlich gemalten goldenen Buchstaben zu lesen ist:

PARISH CHURCH OF SAINT ANDREW
ALFRISTON WITH LULLINGTON
FOUNDED 1272.

Darunter sind die *services* aufgeführt. Langsam steigt der Wanderer die kleine Anhöhe zur Kirche empor. Rechts und links des Weges stehen Dutzende verwitterter Grabmale. Zwei kunstvoll beschnittene Buxbaumbüsche rahmen das Portal ein. Er drückt die Klinke der großen Holztür hinunter – leider vergeblich. Die Kirche ist verschlossen.

The Rector of Alfriston

Plötzlich ertönt eine Stimme hinter ihm: "*Excuse me, Sir. Would you like to see the interior of our church?*"

"*Of course*", antwortet er und dreht sich um. Vor ihm steht ein älterer Mann in einem schwarzen Talar.

"*I am the Rector*¹⁰ *of this church. My name is Frank Fox-Wilson. Where do you come from? We don't have so many visitors around here in April.*" Der Wanderer stellt sich vor.

"*Oh, how interesting, you come from Germany. Please do come inside.*"

Die schwere Eichentür wird aufgeschlossen und öffnet sich. Im Halbdunkel erkennt der Wanderer die Kirchenbänke, weißgetünchte Wände, und dahinter leuchten farbige Glasfenster.

"*Sadly some of the lesser lights of the altar window were lost during some restoration work. Nevertheless, as you see, they are all very beautiful. – Let me show you the only remaining ancient glass dating back to the 14th century.*"

Der *Rector* führt den Wanderer in das nördliche Querschiff und weist mit der Hand nach oben:

"There it is. The figure is St. Alphege. Don't know him? Well, the companion light shows St. Andrew, more popular. The glass is rather new, 1877 to be precise." Der Rector lacht freundlich.

The Smugglers of Alfriston

"Do you like our church?" fragt der Rector. Ja, der Wanderer ist beeindruckt von den Glasfenstern, den mächtigen Holzbalken der aufwendigen Deckenkonstruktion, den harmonischen Proportionen.

"Before you go, please leave your name in our visitors' book and feel free to give something towards our restoration fund."

Bereitwillig entrichtet der Wanderer seinen Obulus in die eisenbeschlagene Holzkassette und trägt sich in das Gästebuch ein:

"Reverend, may I ask you one last question. Can you tell me anything about the smugglers of Alfriston?"

"I knew you would ask me that question. All the tourists ask just that question. Well, it's a long time ago and the heydays of smuggling were during the Napoleonic Wars¹¹ and the following years. Not so long ago as one might think. Our village had the ideal position being close to the River Cuckmere and the sea. Nearly everyone in the village was involved, sometimes even the Rector. Most houses had secret hiding places, which can still be seen today, to store contraband.¹² And there were secret passages for a quick and safe escape, in case the Revenue men knocked on the door. For a long time the Chief of the notorious Alfriston Gang was Stanton Collins, who lived at the Market Cross House, today known as the Old Smugglers Inne. It claimed to have, at one time, 48 doors, 21 rooms and 6 staircases. But in 1831 Collins, aged 34, was sentenced to seven years of penal servitude for stealing. He was sent to Tasmania but returned to England in 1837 and died in 1878 in Wartling, ten miles from here. – It was a tough time then. It's all history now. Today the villagers have other ways and means to make their living, honest ways – more or less."

Und der Rector lacht wieder: *"Let me show you something in the churchyard."*

The Cemetery and the Fear of Being Buried Alive

Die beiden gehen nach draußen auf den Friedhof. Der Rasen zwischen den Gräbern ist so gut gepflegt, daß man auf ihm Golf spielen könnte. Der Rector führt den Wanderer zu einem Grabstein, auf dem sich ein eiserner Anker befindet:

"This is the tomb of Captain Nye. He and his family operated a barge on the Cuckmere between Alfriston and Cuckmere Haven. Hardworking man. He was the last person to navigate the river to Alfriston, on board his barge 'Iona' back in 1915."

"Was he a smuggler?" fragt der Wanderer neugierig.

"No, definitely not", antwortet der Rector, *"but ... you never know."*

Der Rector lächelt verschmitzt und geleitet den Wanderer unter das Fenster des südlichen Querschiffs:

"Let me show you another tomb. This one belongs to Mr. Charles Springate Brooker who was extremely terrified of being buried alive. Therefore he had a grating made in his coffin which was connected with another one in the ledger¹³. Well, it was of no use for him, as he was really dead then."

Der Rector zwinkert dem Wanderer zu: *"Have a nice day. I hope you won't get too wet."* – Den irritierten Blick des Wanderers erwidert er in bestem Mittelenglisch:

"Whan that Aprille with his shoures soote / The droghte of March hath perced to the roote, / And bathed every veyne in swich licour / Of which vertu engendred is the flour; / Thanne longen folk to goon on pilgrimages, / And palmeres for to seken straunge strondes. – You know Chaucer's Canterbury Tales, don't you?"

"Yes, of course", antwortet der Wanderer, und beide lachen.

Der Rector verabschiedet sich: *"Good-bye, I've still got some work to do, you idle peregrine."*

Während sich der Wanderer seinen Weg zwischen den Gräbern sucht, ruft ihm der Rector noch nach: *"And don't fail to visit the Clergy House."*

The First House of the National Trust

Direkt neben der Kirche steht das alte strohgedeckte Clergy House. Um 1350 ursprünglich als Farmhaus entstanden, kam es um 1400 in den Besitz der nahen Michelham Priory. Bis 1790 wurde es als Pfarrhaus benutzt, dann wieder als Unterkunft für Farmarbeiter. Um 1885 war es bereits leicht verfallen und vom Abriß bedroht. Letztendlich gerettet wurde es durch den National Trust, der es 1896 zum Preis von £10 erwarb. Es wurde damit das erste Gebäude und das zweite Eigentum im Besitz des National Trust.

Angelockt durch das malerische Erscheinungsbild des Fachwerks und die Empfehlung des Dorfpfarrers, entschließt sich der Wanderer zu einer Besichtigung. Doch nach Bezahlung des Eintrittsgeldes wartet eine herbe Enttäuschung auf ihn. Abgesehen von der beeindruckenden, sich über beide Stockwerke ziehenden Wohnhalle mit mächtigen Eichenbalken und einem aus Kreide und saurer Milch hergestellten Stampfboden ist im Innern nichts Sehenswertes zu entdecken.

Doch der liebevoll gepflegte Garten entschädigt dafür. Auf der einen Hausseite bemüht sich der Garten um Perfektion und Symmetrie. Selbst die Küchenkräuter sind in Formation angetreten. Auf der anderen Seite, unter einigen Obstbäumen, entfaltet sich wild die Natur und Hunderte von *daffodils* verkünden im hohen Gras den Frühling, während sich über dem Wanderer schon wieder die dunklen Regenwolken sammeln, die den nächsten Schauer verheißen.

Der Weg verläuft entlang der Friedhofsmauer, man steigt über ein Holzgatter und steht auf dem Damm, der den Cuckmere in seinem Bett einengt. Da der Fluß wegen der Vielzahl der Zuflüsse im Hinterland in früheren Zeiten regelmäßig und sehr schnell über die Ufer trat, wurden holländische Fachleute in den dreißiger Jahren mit der Eindeichung beauftragt. Der schlammige Weg führt zur White Bridge, einer schmalen Fußgängerbrücke. Mit weißgestrichenem Holzgeländer überspannt sie den Fluß, der hier nur wenige Meter breit ist. Nördlich der Brücke liegt im Uferbereich, nur bei *low tide* zu erkennen, die alte *wharf* von Alfriston. Einige Schwäne kommen neugierig angeschwommen, Kühe auf der nahegelegenen Weide angetrabt. Jeder Wanderer bietet eine willkommene Abwechslung. Ein letzter Blick zurück auf Alfriston, und der Wanderer folgt einem schmalen zugewucherten Pfad.

Flintstone-Barns and Security Systems

Der South Downs Way¹⁴ ist mit dem Symbol einer Eichel gekennzeichnet. Hinter der Brücke befindet sich an einem Baum ein kleines weißes Plastikschild mit dem Symbol und einem Pfeil. Nach einigen Metern ist abseits des Weges ein Bach aufgestaut. Einige Mountainbiker stehen nach einer Tour über die Downs in der Senke und säubern an dem kleinen Wasserfall ihre verschlammten Fahrräder. Der Pfad mündet auf eine kleine Asphaltstraße.

Eine wunderbare *flint*-Scheune aus dem 14. Jahrhundert, Plonk Barn, liebevoll restauriert und zum Wohnhaus umgebaut, steht dort. Hier wurde kein billiger, schlechter Wein gelagert, sondern der Name bezieht sich auf die *wooden planks*, das ursprüngliche Baumaterial der Scheune.

Der Wanderer folgt der leicht ansteigenden Straße und steht schon bald auf einer Kreuzung in Lullington, einem größeren Gehöft. Der alte Wegweiser zeigt ihm die Richtung nach Litlington und Seaford. Die Häuser sind ausnahmslos makellos gepflegt. In vielen wohnen schon längst keine Bauern mehr, sondern Manager und Politiker, die ihren Traum vom *country life* hier im schönsten Tal von Sussex, 20 Autominuten von Brighton, verwirklichen.

So wird das Cuckmere Valley häufig als "*one of the quietest and unspoiled corners of Sussex*" beschrieben. Die Sicherheitsmaßnahmen sind sehr dezent, aber der aufmerksame Betrachter erkennt die versteckten Überwachungskameras und Alarmsysteme. Es geht weiter auf einem schmalen, ausgetretenen Pfad, der offenbar gern von Reitern benutzt wird und parallel zur Straße im Unterholz verläuft. Zwischen den Bäumen kann man ab und zu einen Blick in das Tal werfen. Die kleine Kirche mit dem Friedhof hat dem nächsten Gehöft den Namen gegeben, Church Farm. Und hinter der nächsten Kurve liegt schon Litlington.

A Matter of Choice and Being Boring

Nach den ersten Häusern von Litlington öffnet sich auf der linken Seite ein kleiner Platz, hinter dem eine breite Treppe in einen Garten führt. Das Schild über dem Torbogen verheißt einladend:

LITLINGTON TEA GARDENS.¹⁵

Der Wanderer, der neugierig die Stufen hinaufsteigt, taucht ein in eine andere, verwunschene Welt. Seltene Sträucher und Büsche säumen den gewundenen, kiesbedeckten Pfad. Ein Rhododendronwald umgibt ihn. Ein moosbewachsener

Lavabrunnen plätschert beschaulich vor sich hin. Der Weg gabelt sich und eine große, sonnenbestrahlte Wiese bietet sich dem erstaunten Auge dar, umsäumt von mächtigen Bäumen.

Einige kleine Holzhütten mit Sitzgelegenheiten stehen am Wiesenrand. Der hungrige und durstige Wanderer nimmt Platz, und nach einigen Minuten kommt eine junge Dame mit Häubchen und frisch gestärkter Spitzenschürze und bringt die Speisekarte.

In ihrer viktorianischen Kleidung wirkt sie geradewegs dem Set der TV-Serie *Upstairs-Downstairs*¹⁶ entsprungen. Nur ist sie zweifellos hübscher und liebenswerter als das Hausmädchen Rose. Der Wanderer wählt den traditionellen Sussex Cream Tea. Dazu gehört ein Stück Kuchen nach Wahl – *"Each cake cut to order"* verkündet die Karte – aber bei weit über zwölf Kuchensorten mit etwas verwirrenden Bezeichnungen, wie z.B. *Battenburg Slice*¹⁷ und *Tipsy Sussex Squire Pudding*¹⁸, kann er sich kaum entscheiden.

Er bittet um eine Empfehlung und fragt neugierig: *"What is a coffee cake?"*

Sie antwortet: *"A coffee cake is similar to a chocolate cake, it's quite sweet, you know."*

"And what is a date and apricot flapjack¹⁹?" fragt er vorsichtig.

"Date and apricot? Oh well, that's lovely. Do you know what a flapjack is? No? It's made out of wheat. It's quite soggy and it's just date and apricot. It's a square thing. You could try it. If you like date and apricots then you won't go wrong. Well, it's hard to explain it. You like that? No?"

Der Wanderer ist etwas irritiert, aber immer noch neugierig: *"What is this Victoria Sponge²⁰?"*

"It's a very plain sponge cake with jam in the middle."

Er kann sich einfach nicht entscheiden: *"Hm, well, I'll take the ... the chocolate cake is similar to a coffee cake, you said?"*

Nun scheint auch seine Bedienung etwas unsicher: *"Sorry, what about that?"*

Er wiederholt seine Frage: *"Is the chocolate cake similar to a coffee cake?"*

Ihre Antwort ist ebenso spontan wie geistreich: *"Yeah, I mean except coffee it's chocolate, you see."*

"I'll take the chocolate cake!" entscheidet sich der Wanderer endlich.

"You want the other one. Be boring, okay. Anything else? Lovely." Und mit einem fröhlichen Lachen entschwindet sie zwischen den Büschen.

Sussex Cream Tea in Wonderland

Der Wanderer genießt die Ruhe, das Vogelgezwitscher und den Sonnenschein. Schräg scheint die Sonne auf den gegenüberliegenden Hang und bringt Tausende *daffodils* zum Leuchten. Zwei steinerne Löwen bewachen die Freitreppe, die zu einem weiteren Gartenbereich führt. Hinter den Bäumen erkennt er die großen Glashäuser, in denen Pflanzen aufgezogen werden.

Die junge Dame kehrt mit dem vollen Tablett zurück (*"each tray is individually prepared"*). Der Sussex Cream Tea mit *butter, homemade strawberry jam, a pot of Orange Pekoe tea, a jug of hot water*, zwei scones²¹, dem *chocolate cake* und natürlich *cream* findet kaum Platz darauf. Der Wanderer bedankt sich. Der Kuchen ist äußerst delikater. Plötzlich fliegen mehrere *robins*²² ein und landen auf dem Tisch. Sie scheinen Stammgäste zu sein und hüpfen ungeduldig auf der Tischdecke umher. Dankbar picken sie die Krümel des zweiten *scone* auf, die der Wanderer nur wenige Zentimeter neben seinen Teller legt. Die Vögel sind dermaßen zutraulich, daß sie sogar auf den Teller hüpfen, als er sich gesättigt zurücklehnt.

Nicht weit entfernt hoppelt ein großes, weißes Kaninchen über die sonnige Wiese. Tranquillität wird greifbar. Ist dies hier ein mystischer Platz, vielleicht der *secret garden* aus den Kinderbüchern oder gar *Alice's Wonderland*? Doch nicht das Kaninchen schaut auf die Uhr und ruft *"Oh my ears and whiskers, how late it's getting!"*, sondern es ist der Wanderer selbst. Schließlich sind es noch einige Meilen bis zum Ziel.

Sheep, Hedges and a White Horse

Der Wanderer folgt der Straße, die am ehemaligen *post office* und dem *pub* von Litlington, The Plow and Harrow, vorbeiführt. Direkt hinter Litlington markiert ein Holzpfeiler mit gelb eingelegetem Symbol den Verlauf des South Downs Way.

Der Wanderer übersteigt einen Weidezaun, und es geht steil bergauf. Von der Hügelkuppe schaut er zurück, hinunter zu den *tea gardens*, und in der Ferne sieht er den Kirchturm von Alfriston. Ein weiterer Überstieg an einer Hecke folgt bald, und der Weg zieht sich über eine Schafweide, parallel zu einer weiteren Hecke. Einige Schafe blöken außer Sichtweite und lassen den Wanderer mit ihren Hinterlassenschaften und der Aussicht auf das weite Tal allein.

Ein Regenschauer zieht heran, aber er ist ebenso schnell über den Wanderer hinweggezogen, wie er gekommen ist. Der Wanderer erinnert sich an die Worte des *Rector* über die "*sweet April showers*".

Auf der gegenüberliegenden Talseite fällt ihm am steil zum Cuckmere abfallenden Hang des High-and-Over die Silhouette eines riesigen weißen Pferdes auf, das ihn an die Kreidefigur des *Long Man of Wilmington* erinnert.²³ In den 20er Jahren wurde dieses Pferd von den Bewohnern von Frogfirl House, James Pagden und einigen Verwandten, in die direkt unter der Grassode liegende Kreideschicht der Downs geschnitten. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges mußte es abgedeckt werden, um nicht deutschen Flugzeugen eine Orientierungshilfe zu geben, aber nach dem Krieg wurde es vom *Air Ministry* wiederhergestellt.

Charleston Manor, Westdean and Stairway to Heaven

Nachdem der Wanderer den langezogenen Hügelrücken hinter sich gelassen hat, geht der Weg hinab in ein kleines, verschwiegenes Tal, auf dessen Grund Charleston Manor liegt.²⁴ Der South Downs Way verläuft am Begrenzungszaun entlang, und man kann einen kleinen Blick in die berühmten Rosengärten werfen. Nun geht es wieder steil bergauf. Der Wanderer bewegt sich nicht mehr über offenes Weideland, sondern ist vom relativ jungen Mischwald des Friston Forest²⁵ umgeben. Solch ein geschlossenes Waldstück ist eher selten in Sussex anzutreffen, und auf dem planierten, lehmigen Weg fühlt sich der Wanderer stark an die deutschen Mittelgebirge erinnert.

Nach einer Kurve öffnet sich der Wald auf der rechten Seite und gibt den Blick frei auf Westdean, ein kleines Dorf mit *Rectory* und Kirche, das in einer Mulde liegt. Fast das ganze Dorf ist aus *flint* gebaut. Am Waldrand beginnt der asphaltierte Fahrweg, der zwischen *flint*-Mauern, vorbei an einem luxuriösen Landhaus, The Glebe, und den alten, restaurierten Forge Cottages, der ehemaligen Dorfschmiede, hinab zum *village pond* führt.

In den Gärten stehen auch hier wieder Hunderte von *daffodils* in voller Blüte. Direkt hinter der alten, hier grünen, Telefonzelle am Dorfteich sieht sich der Wanderer einer Treppe gegenüber, die den bewaldeten Hang hinaufführt. Sie scheint bis in den Himmel zu reichen, denn am oberen Ende ist ein kleines azurblaues Rechteck zu erkennen. Welche Laune mag wohl den Erbauer dieser Treppe zu seiner Tat angeregt haben?

Mehr als 200 Stufen sind es schließlich, die den Wanderer außer Atem kommen lassen und beim Aufstieg vom Zählen abbringen. Oben angekommen ist zwischen den Bäumen der Blick zurück frei auf Kirche und *Rectory* von Westdean. Der Wanderer folgt dem Weg zu seiner Linken, und der Wald lichtet sich etwas. Verlassen lehnt an einem Baum ein Warnschild:

EUROFOREST. TIMBER OPERATIONS IN PROGRESS.

Der Waldweg ist von großen Reifen aufgeweicht, und mehrere frischgefällte Buchenstämmen von stattlichem Umfang lagern am Wegesrand. Doch keine kreischende Motorsäge zerstört die Stille des Waldes, denn die Waldarbeiter haben schon längst Feierabend gemacht.

Following the Meanders of Cuckmere Haven

Doch nun dringt Verkehrslärm in die Stille des Waldes ein, und unvermittelt steht der Wanderer an der vielbefahrenen Küstenstraße, der A 259 Eastbourne-Brighton. Lkws, Busse und Autos ziehen in endloser Reihe an ihm vorbei. Auf der anderen Straßenseite angekommen, bietet sich das schöne Panorama des Cuckmere Haven²⁶ und seiner Flußmäander.

Das Mündungsgebiet bildet mit dem Seaford Head Nature Reserve und dem Seven Sisters Country Park ein zusammenhängendes Naturschutzgebiet. Der Wanderer folgt der Straße hinab nach Exceat²⁷, einer kleinen Ansiedlung, wo sich neben Cuckmere Cycle Co., einem Mountainbike-Verleih, und dem Exceat Farmhouse Restaurant das Visitor Center des Country Parks befindet. Der große Parkplatz ist überfüllt, und die asphaltierten Wege zu den Seven Sisters sind voller Spaziergänger. Der South Downs Way führt nun weiter über die Seven Sisters und Beachy Head nach Eastbourne. Der Wanderer aber folgt der Straße hinab zur Exceat Bridge.

Der in das Marschland aufgeschüttete Fahrdamm der Straße liegt unmittelbar neben dem alten Flußbett. Die Flußmäander sind im Jahr 1846 durch einen direkten Kanal zum Meer abgetrennt worden. Sie verringerten die Fließgeschwindigkeit dermaßen, daß sie der Versandung der Mündung Vorschub leisteten. Die Mäander sind mittlerweile zu einem Vogelparadies geworden. Einige Enten und Kanadagänse schwimmen geruhsam vorbei, während sich auf der Straße der Verkehr staut.

An der Exceat Bridge überquert der Wanderer den Cuckmere. Der große Rückstau wird durch die schmale, einspurige Brücke verursacht. Neben dem Golden Galleon Pub übersteigt der Wanderer ein Holzgatter und folgt dem Weg auf der Deichkrone. Der Verkehrslärm verliert sich langsam, und er schaut auf den schnell dahinfließenden Fluß. Dieser scheint es eilig zu haben, sich in das Meer zu ergießen. Neben den Deichen befinden sich im Marschland große schlammige *pools* und *wetlands*, die nach wie vor bei Flut überspült werden. Dies wird durch eingebaute Ventile in den Flußufern ermöglicht.

Seven Sisters and a Dog Named Fritz

Der Weg endet an einigen klobigen Betongebilden, die sich als Bunker und Befestigungen des 2. Weltkrieges erweisen. An der Mündung türmt sich eine riesige Kieswüste auf, die nur durch *groynes*²⁸ geteilt wird. Der Fluß ist hier am Kiesstrand so flach, daß man bei Ebbe mühelos hindurchwaten kann.

Etwas oberhalb der Mündung, schon auf der Steilküste, stehen die bekannten *Coastguard Cottages* beängstigend nahe an der Abbruchkante. Sie wurden im 19. Jahrhundert zur Bekämpfung der Schmuggler von Alfriston gebaut, die im Cuckmere Haven ihre Ware an Land brachten. Ein kleiner Bunker ist von den Bewohnern hübsch bunt gestrichen und zur Gartenlaube umgebaut worden. *Daffodils* blühen auch hier.

Der Wanderer läßt die Häuser hinter sich zurück und steigt weiter das Short Cliff empor. Ein alter Mann spielt mit seinem deutschen Schäferhund und wirft den Stock beängstigend nah an die Abbruchkante. Zwanzig Meter tiefer befindet sich das Meer auf dem Rückzug und gibt große muschelbewachsene Felsflächen frei.

"Fritz, come here! – Good boy."

Die frische Brise von See weht die Kommandos des alten Mannes zum Wanderer herüber. Als der Wanderer an ihm vorbeigehen will, weist der Mann auf die Kamera des Wanderers und sagt:

"You are a tourist, aren't you." Das ist keine Frage, sondern eine Feststellung, die keinen Widerspruch duldet und fast wie eine Beleidigung klingt.

Und wieder die Frage: *"Where do you come from?"*

Die Antwort des Wanderers verstimmt ihn leicht: *"Of course you come from Germany, I see that, but what town?"* Der Wanderer gibt die gewünschte Information.

"Oh, from Dortmund. I remember that. I used to fight the Germans, back in the war, you know. I was a bomber pilot in the Air Force, flew the Lancaster. Did you know that we used Cuckmere Haven to fool your bomber pilots? To protect the harbour and industry of Newhaven on the mouth of the Ouse we installed the complete harbour and navigation lights of Newhaven here in Cuckmere Haven. In case of a German attack Newhaven had a blackout while the lights here were put on. A number of attacks were successfully diverted to the marshes, where the bombs meant no harm."

"That's really interesting. But excuse me, Sir. Why do you call your dog Fritz?" fragt der Wanderer.

"Well, I think it's an appropriate name for a German shepherd. But excuse me please, I got carried away. I'm keeping you from enjoying the beautiful landscape. It was nice to meet you. Good-bye."

Der alte Mann verabschiedet sich hastig. Für einen knapp Achtzigjährigen eilt er erstaunlich behende über den unebenen Weg auf die Coastguard Cottages zu, während sein Schäferhund gehorsam bei Fuß geht.

Nachdenklich setzt der Wanderer seinen Weg entlang der Abbruchkante fort und strebt auf die einzige Bank zu, die dort steht. Er nimmt Platz und genießt den grandiosen Blick auf die Kreidefelsenformation der Seven Sisters. Er ist am Ziel seiner Wanderung angekommen. Das Meer rauscht. Die tiefstehende Nachmittagssonne läßt den Himmel besonders blau erscheinen, während die satte grüne Grasabdeckung im starken Kontrast zur gleißend hellen Kreide steht. Und dem Wanderer kommt ein Gedicht von Tennyson in den Sinn:

You came, and looked, and loved the view

*Long known and loved by me
Green Sussex fading into blue
With a grey glimpse of the sea.*

Anmerkungen

¹ Lokale, aussprachebedingte Fehlbuchstabierung der Ortsbezeichnung Hindover (Saxon: "Hinnavo"), einem Hügel der South Downs (97 m ü.d.M.), über den die Landstraße Seaford-Alfriston verläuft.

² Der Name des Flusses entwickelte sich aus dem Saxon "Coc-Mere" (strömendes Wasser). Durch Ablagerungen verringerten sich Fließgeschwindigkeit und Breite, und auch der Flußbettverlauf veränderte sich über die Jahrhunderte.

³ Feuerstein, der sich vor allem in den Kreideschichten eingelagert hat und häufig in Sussex als Baumaterial verwendet wurde. Das Kieselgestein (Silika SiO₂) entstand vermutlich, zumindest teilweise, aus den fossilisierten Skelettnadeln von Schwämmen der Kreidezeit vor 140-65 Millionen Jahren.

⁴ Ronald M.Boyd: *Alfriston*. Hove: Gold Leaf Partnership, 1989. Auch lesenswert ist Sandy Hernu: *Exploring Alfriston and the Cuckmere Valley*. Seaford: S.B. Publications, 1992.

⁵ Die Seemine wurde während des 2. Weltkrieges durch die Gezeiten den Cuckmere hinauf bis Alfriston gespült, wo sie im Schlick steckenblieb. Nach erfolgreicher Entschärfung wurde sie auf dem Market Square ausgestellt, bis sie 1968 auf den Tye versetzt wurde.

⁶ Alfriston wird bereits Ende des 8. Jahrhunderts erwähnt, und der Name geht wahrscheinlich auf die Schwester von Alfred the Great (848-900), Aelfreda, zurück. Der früheste urkundliche Name ist "Aelfred-Tun", wobei das Saxon-Suffix "Tun" ein mit Graben oder Holzpalisaden leicht befestigtes Gehöft bezeichnete. Viele Ortsnamen in Sussex haben noch heute die Endsilbe -ton.

⁷ Lewinna, um 640 geboren, ist eine der fünf Heiligen aus Sussex. Als sie ihren christlichen Glauben bekannte, wurde sie von einem heidnischen Sachsen erschlagen. Über 300 Jahre geschahen viele Wunder an ihrem Schrein, bis Ostern 1058 ihre Gebeine von den Benediktiner-Mönchen Balgarus und Drogo aus Flandern entwendet wurden. Lediglich einige Fingerknochen ließen sie in der Eile zurück.

⁸ Bei dem kreuzförmigen Grundriß beträgt die Länge des Hauptschiffes 24 m; der Chor mißt 16 m und die Querschiffe je 7 m.

⁹ Wiederbelebt im Jahr von Queen Victorias Jubiläum 1887, stellt *Stoolball* eine lokale *Cricket*-Varietät dar. Die Spielregeln ähneln dem *Cricket*, aber die *wickets* sind quadratische Brettchen, die auf Holzpfosten ruhen. Die *bats* sind runde Bretter mit Griff. Alfriston hat heute einen sehr aktiven *Stoolball*-Verein.

¹⁰ Geistlicher der Church of England, der von der Gemeinde, der er vorsteht, direkt bezahlt wird. Früher hatte ein *Rector* Anspruch auf die gesamten Abgaben (*tithes*) seines *parish*, während einem *Vicar* nur ein Teil zustand.

¹¹ 1793-1815

¹² Schmuggelware. Bis 1840 wurden durch die protektionistische Handelspolitik der britischen Regierung extrem hohe Zölle auf die Importe von Luxuswaren wie Wein, Brandy, Tee, Tabak und Seide erhoben. So betrug z.B. der offizielle Preis für ein lb. Tee 5 Schillinge, während Schmuggler nur 2 Schillinge verlangten.

¹³ Grabplatte

¹⁴ Der South Downs Way führt auf 171 km von Eastbourne bis nach Winchester. Er wurde am 15. Juli 1972 von Lord Shawcross in Eastbourne offiziell eröffnet und ist der einzige National Trail, der auf ganzer Länge sowohl Reitern und Radfahrern als auch Wanderern offensteht. Der Weg bietet wunderbare Aussichten auf das Meer und über die South Downs, wobei einzelne Abschnitte des Weges durch dichten Wald führen. Der Wanderweg verläuft die meiste Zeit über einen prähistorischen Höhenpfad am Steilhang entlang, mit Blick auf den Weald, und führt durch eine großartige Kreidehügellandschaft mit dem Meer im Hintergrund. Am Anfang gibt es eine alternative Fußgängeroute, die von Eastbourne der spektakulären Küstenlinie von Beachy Head und Seven Sisters folgt, während der Reitweg landeinwärts verläuft. Der Weg reicht bis hinein nach Hampshire, wo er über Beacon Hill nach Winchester führt, wo er endet. Empfehlenswert ist der Führer von Seán Jennett: *South Downs Way*. HMSO 1983.

¹⁵ Schon seit mehr als 150 Jahren gibt es die Litlington Tea Gardens and Nurseries, und sie haben sich ihren viktorianischen Charme erhalten. Es sind die ältesten Tea Gardens in ganz Sussex. Die neuen Eigentümer, Shirley und Brian Barratt, sind eifrig bestrebt, die Gärten in ihrem vollen viktorianischen Glanz wiederherzustellen und zusammen mit ihrem Pächter und Chef de Cuisine Française, Christophe Buey, ihren Gästen ein erstklassiges lukullisches Erlebnis in einer außergewöhnlichen Atmosphäre zu bieten. So gehören neben dem *Traditional English Cream Tea* auch *Morning Coffee* und *French Gourmet Lunches* zum Angebot.

¹⁶ In Deutschland lief diese TV-Serie als "Das Haus am Eaton Place".

¹⁷ Auf dem Familienwappen der Familie Battenberg (Mountbatten) beruhender, sehr süßer Kastenkuchen mit vier Wappenfeldern in den Farben rosa und gelb. Die Felder werden durch rote Marmelade voneinander getrennt, und der Kuchen ist in gelbes, überzuckertes Marzipan eingehüllt. Eine Scheibe wird abgeschnitten und serviert.

- 18 Der "Beschwipste Gutsherr" ist ein Biskuitkuchen mit Erdbeermarmelade, Mandeln, Vanillesoße, Sahne und Sherry.
- 19 Eine Art Dattel-Aprikose-Teekuchenstreifen
- 20 Süßer, viktorianischer Biskuitkuchen
- 21 Weiches Teegebäck mit Rosinen
- 22 Rotkehlchen
- 23 Nicht weit von Alfriston entfernt befindet sich an einem anderen Hang der South Downs *The Long Man of Wilmington*, eine knapp 70 Meter hohe Kreidefigur aus vermutlich prähistorischer Zeit. Allerdings mußte dieser Mann einige starke Veränderungen im Lauf der Zeiten hinnehmen. So wurden im 11. Jahrhundert von den Benediktiner-Mönchen des nahen Wilmington-Klosters die Speere in Wanderstäbe umgewandelt, und schließlich verlor der Riese 1874 im Zuge viktorianischer Prüderie seine prächtige Männlichkeit, die dem *Giant of Cerne Abbas* in Dorset erhalten blieb.
- 24 Das Herrenhaus, dessen Geschichte bis in die normannische Zeit zurückreicht, war die Heimat des Portraitmalers Sir Oswald Birley. Seine Frau, Rhoda Birley, gestaltete in den 30er Jahren den Rosengarten mit soviel Liebe und Ideenreichtum, daß er bis heute ein Anziehungspunkt für Rosenliebhaber ist. In den Sommermonaten finden dort auch Konzerte statt.
- 25 Der Name Friston leitet sich von Saxon "Fryers-Tun" ab, das ein unbewaldetes Stück Land bezeichnete. Erst 1927 begann die Aufforstung des Waldstückes, das als natürlicher Wasserspeicher von der Forestry Commission an die Eastbourne Water Company verpachtet wurde.
- 26 Noch im 18. Jahrhundert war Cuckmere Haven eine große Bucht und ein idealer Ankerplatz für Schiffe, bevor das Mündungsgebiet weitgehend verlandete. Um 1790 boten die Holländer 1 Million Pfund Sterling für den Besitz von Cuckmere Haven, um Ankerrecht an der englischen Küste zu erlangen und einen Hafen zu bauen, aber der drohende Krieg mit Frankreich verhinderte die Verwirklichung dieser Pläne.
- 27 Neben den wenigen Gebäuden der heutigen Ansiedlung liegt die Ortswüstung Exceat. Einige Bodenunebenheiten sind die einzigen Zeugen des kleinen Dorfes mit einer Kirche, das Ende des 15. Jahrhunderts aufgegeben wurde. Für das Jahr 1332 werden in einer Steuerliste 80 Bewohner angegeben. Häufige Plünderungen durch Franzosen und schließlich die Pest versetzten dem Dorf den Todesstoß. 1528 waren die Gebäude schon verschwunden.
- 28 Hölzerne Buhnen als Strandbefestigung

Sofia Dickings (Hagen)

Welcome to Leeds – erste Begegnung mit dem englischen Studentenleben

At the Station

Da stand ich nun auf dem Bahnhof in Leeds.¹ Menschenmassen strömten von und zu den Bahngleisen. Einige sich unterhaltend und lachend, einige eher gehetzt. Ich gab mir einen Ruck und hob meinen Koffer und meine Reisetasche hoch. Ja, es mußten Steine drin sein. Nicht umsonst hatte mich die Dame am Düsseldorfer Flughafen böse angeschaut und mir mahnend gesagt, ich solle beim nächsten Mal mit weniger Gepäck reisen. Jetzt stimmte ich ihr innerlich zu. Immerhin wog alles zusammen mehr als 35 Kilo.

Ich schlängelte mich durch die Menschenmassen zur Haupthalle des Bahnhofs und schaute mich nach der nächsten Telefonzelle um. Mitten in der Halle standen vier Zellen. Müde und von der Nacht zuvor erschöpft, bewegte ich mich in die Richtung der Telefonzellen und stellte dankbar mein Gepäck ab. Dann fing ich an, in meinem vollbepackten Rucksack nach dem Zettel mit der Telefonnummer zu suchen. Wo war er? Ich kramte immer tiefer in der Tasche, und letztendlich lag die Hälfte des Inhaltes auf dem Boden der Bahnhofshalle. Oh, da war er ja! Ich wählte nervös die Nummer. Nach mehrmaligem Klingeln hob jemand am anderen Ende ab:

"Hello."

"Hi, Sam. It's me, Sofie from Germany."

"Hi, Soph. This is Alison."

Alison? Wer war Alison? Ich sollte bei Sam, Jinny und Louise wohnen! Wer also war Alison? Ich sprach zögernd weiter:

"Alison?"

"Yes, we will be living together for the next six weeks. Where are you?"

"Oh, I'm at the station in Leeds. I just wanted to check if anybody is in."

"Yes, just come along. I'll be at home. Take a cab. You'll be here in around 15 minutes."

"Okay, till then. Bye!" sagte ich und legte auf.

Puh, das war geschafft. Meine ersten zusammenhängenden englischen Wörter. Und das war gar nicht so schwer. Eilig stopfte ich meine Sachen in den Rucksack. Wieder mußte ich mich überwinden, doch ich hievte mein Reisegepäck hoch und begab mich zum Taxistand gleich vor dem Bahnhof. Ich nahm das erste Taxi und beobachtete amüsiert das Gesicht des Taxifahrers, als er meine Sachen in den Kofferraum hob. Starke Männer braucht das Land.

The Way to My Sweet Home

Das Taxi fuhr durch die belebte Innenstadt. Ich sog geradezu alles auf, was ich sah: Leute, Gebäude, Geschäfte ... Wir fuhren an einigen großen, weißen Gebäuden vorbei, die sich wie riesige Eisberge aus dem Grau der Stadt hervorhoben. Bei näherem Hinsehen erkannte ich Aufschriften wie *"Engineering"* und *"Chemistry"*. Das mußte die Universität sein.² Sie erschien mir unendlich groß und sehr beeindruckend. Ich schaute fasziniert aus dem Fenster und bestaunte alles mit großen Augen und halb offenem Mund. Das war also Leeds! Und dies die Uni! Vergessen waren Erschöpfung und Müdigkeit, hier war alles viel zu aufregend.

Plötzlich bog der Wagen in eine Seitenstraße ab und fuhr in ein Wohnviertel. Reihenhäuser säumten die Straße. Ein Haus sah schlimmer aus als das andere. Die Gardinen der Häuser waren mausgrau oder doch eher aschgrau? Sie hingen unordentlich hinter den Fenstern und sahen ziemlich verschlissen aus. Die meisten Häuser hatten kleine Gärten, doch Blumen schienen hier unbekannt zu sein. Fast alle Gärten waren "reizvoll" betonierte und "liebervoll" grün gestrichen.

Meine Stimmung sank sofort. Ich schaute aus dem Fenster und beobachtete schwarze und weiße Kinder, die lachend hinter einem Ball herliefen. Ein großer Mischlingshund wich den Kindern schnell aus und trottete dann langsam die verkehrsberuhigte Straße entlang. Sicherlich nahm der Taxifahrer nur eine Abkürzung durch dieses Viertel, um schneller zu meinem zukünftigen Zuhause zu gelangen. Doch plötzlich hielt das Taxi vor einem dieser Reihenhäuser.

"Here we are!" hörte ich den Taxifahrer sagen.

Hier?! Die Engländer sind zwar für ihren schwarzen Humor bekannt, aber das hier ... ? Der Fahrer schien es jedoch ernst zu meinen und stieg aus, um mein Gepäck auszuladen. Offenbar blieb mir nicht anderes übrig, als auch auszu-

steigen. Ich schaute mich sorgfältig um: Nummer 49, mein neues Zuhause! Kritisch betrachtete ich das Haus. Es war recht gut gepflegt, doch auch hier hingen die Gardinen grau, traurig und leicht schief im Erker. Das mußte hier wohl modern sein. Der Betonvorgarten war nur mit einigen Grashalmen und einem mickrigen Baum bewachsen, aber dafür mit vielen leeren Chipstüten und anderem Unrat reich gesegnet. Na, wenn das mal kein Glückstreffer war!

Ich bezahlte das Taxi und schleppte mit letzter Kraft die schweren "Monsterkoffer" zur Eingangstür. Zögernd drückte ich den Klingelknopf. Ich wartete gespannt. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, und nichts tat sich. Erneut wurde die Klingel von mir gedrückt. Langsam kroch eine Unruhe in mir hoch. War ich vielleicht doch falsch? Ich trat einen Schritt zurück. Oh nein, mir rutschte das Herz in die Hose! In großen Buchstaben war über der Eingangstür zu lesen:

TO LET – PHONE (0532) 455327.

Nein – alles, nur das nicht! Ich stand wie betäubt im Vorgarten und starrte das Schild an. Was sollte ich tun?

Ich schaute mich hilflos um und bemerkte einen jungen Mann, der über die Straße schlenderte. Ich rannte hinter ihm her und fragte, ob er mir sagen könnte, wo die nächste Telefonzelle sei. Er deutete die Straße entlang. Ich sah nichts. Der Mann entdeckte mein Gepäck und bot mir an, doch von seinem Haus aus zu telefonieren. Sein Haus lag schräg gegenüber meinem angeblichen Heim. Wie selbstverständlich nahm er meinen Koffer – er schien sehr kräftig zu sein – und ich folgte ihm wie ein frommes Lamm.

Er schloß die Tür auf, und wir gelangten in einen sehr engen, schlauchförmigen Flur. Er stellte meinen Koffer ab, und auch ich ließ meine Tasche und meinen Rucksack auf den Boden gleiten. Wir gingen in ein Wohnzimmer, und der Engländer drückte mir sein Telefon in die Hand. Ich wählte die Nummer. Wieder hörte ich ein "Hello." Es war Ali. Ich erklärte Ali kurz meine Situation, was mir geschehen war. Ali meinte:

"Oh sorry, I forgot to tell you that our bell doesn't work. I'll stand outside and wait for you."

Ich war also doch nicht falsch. Erleichtert darüber bot ich dem jungen Mann an, das Telefonat zu zahlen. Er wehrte höflich ab und lächelte: *"It's okay."*

Ich war ihm sehr dankbar und nahm mir vor, ihn im Laufe meines Aufenthalts in Leeds zu einem *pint of beer*³ einzuladen.

The House

Als ich das Haus meines Retters verließ, sah ich Ali schon vor der Haustür stehen. Ich verabschiedete mich und dankte ihm nochmals. Ali erblickte mein Gepäck und kam mir entgegen. Sie nahm meinen Koffer, wir stellten uns vor und gingen dabei ins Haus.

Auch hier war der Flur sehr schmal. An der einen Wand war ein hüfthohes Regal mit einem altertümlichen Telefon. Über dem Regal war ein riesiger Kalender mit etlichen Eintragungen: Geburtstage, Feten, Prüfungstermine und Kommentare zu Männernamen, wie *"Tim is cute"* oder *"Hugh Grant is God"*⁴. Mensch, mußte der Typ toll sein.

Gegenüber dem Regal war die Tür, durch die man in das Erkerzimmer gelangte, und direkt daneben eine steile Treppe, die in die nächste Etage führte. Wir gingen geradeaus durch den Flur in den Aufenthaltsraum. Dort stellten wir zunächst das Gepäck ab.

An der einen Wand war eine Küchenzeile. Ein riesiger Haufen schmutziges Geschirr stapelte sich auf der Spüle. Auf dem Kühlschrank standen ein Videorecorder und ein kleiner Fernseher. Gegenüber der Küchenzeile befand sich ein abgewetztes Sofa. Die Wände waren bedeckt mit Postern junger Männer und Pop Stars. Ich versuchte, mir meine Neugier nicht anmerken zu lassen.

Ali bot mir einen Tee an, den ich dankbar annahm. Sie fragte mich nach meinem Flug, und ich erzählte ihr, daß ich eigentlich einen Teil des Flugpreises zurückerstattet bekommen müßte, da ich aus gesundheitlichen Gründen mehr Zeit auf der Flugzeugtoilette als auf meinem Fensterplatz verbrachte.

Ali lachte, und ich stimmte mit ein. Das Eis war gebrochen, und wir plauderten über dieses und jenes, unter anderem über die ungeschriebene Hausordnung, die Typen auf den Postern und die Uni.

My Room

Nach einiger Zeit schlug Ali vor, mir mein Zimmer zu zeigen. Ich nickte. Ich war voller Erwartungen, und nach der Küche, so dachte ich voreilig, könnte mich nichts mehr schocken. Eine steile Treppe, die hinter einer Tür neben dem schäbigen Sofa versteckt war, führte hinunter in den Keller. Mir kroch die Kälte an den Beinen hoch, je weiter wir die Stufen hinabgingen. Der Flur war trostlos. Für kurze Zeit kam ich mir vor wie in einem Geisterschloß, in dem ich durch endlose Geheimgänge auf Schatzsuche war. Unsere Schritte hallten von den kahlen Wänden wider. Am Ende des Ganges war zu beiden Seiten je eine Tür. Ali öffnete die linke Tür. Es quietschte laut. Jeden Moment mußte ein Geist, vielleicht Hui Buh⁵, aus dem Zimmer fliehen. Meine neue Mitbewohnerin schritt voran, und ich folgte ihr zögernd, aber voller Spannung. Schließlich waren die Zimmer in den Wohngemeinschaften des Dortmunder Studentendorfes, trotz häufig verschmutzter Gemeinschaftsräume, auch sehr schön. Ich stolperte eine Stufe hinunter und stand mitten in meinem neuen Reich. Von weitem hörte ich Ali sagen:

"Here we are."

Langsam schaute ich mich um. Das Zimmer war quadratisch. Direkt neben der Tür stand ein antiker Schrank und eine alte Stehlampe. Die andere Wand verfügte über eine verstaubte Gasheizung. Unter dem Heizkörper lag ein Häufchen benutzter Streichhölzer. An der einen Seite der Heizung war ein Schrank in die Wand eingebaut. Der Schrank war liebevoll, aber doch eher unregelmäßig mit weißer Farbe gestrichen worden. Auf der anderen Seite thronte zimmerherrschend der Schreibtisch, der zum Teil unter dem Fenster stand. Das Fenster war vergittert, mit einem herrlichen Blick auf das Altglas und Leergut meiner Mitbewohnerinnen. Dann war da noch mein Bett, bestehend aus einem Metallgestell und drei Matratzen. Sollte ich hier die Prinzessin auf der Erbse sein?

Über meinem Bett hing das einzige Bild in diesem Raum, ein Poster von Matt Dillon.⁶ Er lächelte so zuversichtlich, daß es mir schon wieder sehr ironisch vorkam. In diesem "Verließ" sollte ich also sechs lange Wochen leben. Ich hoffte nur, nicht bei Wasser und Brot.

Ehrlich gesagt, ich war erschrocken. Ich versuchte mein Entsetzen zu verbergen und lächelte tapfer. Doch leider bin ich eine schlechte Schauspielerin und hätte auch für diesen, wenig überzeugenden Auftritt kaum einen Oscar⁷ erhalten.

Nach einiger Zeit gingen wir wieder nach oben. Ich packte mein Reisegepäck und verschwand wieder hinunter in meinen Kerker. Die letzte Nacht und meine Reise waren anstrengend gewesen. So bezog ich mein Bett und drehte den Gashahn auf, um diesen ausgekühlten Raum zu erwärmen. Dann zog ich meinen Jogginganzug an und legte mich ins Bett. Mir gingen tausend Gedanken durch den Kopf, aber ich war zu erschöpft, um auch nur einen der vielen Gedanken zu Ende zu bringen.

The Others

Ich hörte Stimmen, Getrappel wie von einer Horde Elefanten und schließlich ein lautes Lachen. Langsam rappelte ich mich auf. Mein Kopf schmerzte, und mir war übel. Verschlafen schaute ich auf meine Uhr. Es war fünf Uhr nachmittags. Ich hatte gut zwei Stunden geschlafen. Im Zimmer war es immer noch entsetzlich kalt. Die Heizung mußte defekt sein. Genau das fehlte mir noch zu all den anderen "erfreulichen" Dingen. Stark benommen und sehr träge stand ich auf und stieg die Treppen zur Küche hinauf.

Auf dem Sofa in der Küche saß neben Ali noch ein blondes, schlankes Mädchen, das fröhlich plauderte. Am Herd kochte ein junger Mann. Ali bemerkte mich gleich und machte uns bekannt. Louise war das fröhliche Mädchen und der junge Mann, ein Ire aus Belfast⁸, wurde mir als Enda vorgestellt. Beide wohnten auch hier.

"Would you like a cup of tea?" wurde ich freundlich gefragt.

"That would be nice", erwiderte ich. Dann beantwortete ich die Fragen über meine Reise. Ich merkte noch an, daß meine Heizung nicht funktionierte.

Ali meinte, sie würde mal kurz nachschauen. Schnell sprang sie auf und lief in mein Zimmer runter. Kurz darauf stand sie wieder in der Küche und sagte:

"Oh my dear, your room smells terribly of gas!"

"Gas? But I only turned on the gas heating, nothing else", verteidigte ich mich matt. Die anderen schauten sich vielsagend an. Dann meinte einer von ihnen:

"You probably used the heating in the wrong way and forgot to ignite it."

Ich schaute fragend in die Runde. Louise brachte geschockt hervor:

"You nearly gased yourself and blew up the whole house."

Nach dieser Aussage wurde ich kreidebleich, und es wurde mir schwarz vor Augen. Nach einer halben Stunde hatte ich den Schock halbwegs überwunden und nach einer Tasse Tee ging es mir etwas besser. Über den Vorfall wurde kein Wort mehr verloren.

Louise schaltete den Fernseher ein und sang fröhlich das Titellied einer Serie. Es war *Home and Away*.⁹ Wie ich erfuhr, war es eine der Serien, bei der die Studenten aus Leeds keine Folge verpaßten. Es war plötzlich sehr ruhig im Raum, und alle meine Mitbewohner starrten wie gebannt auf den kleinen Bildschirm.

Nach der Sendung fragten mich die Mädchen, ob ich Lust hätte, mit in die Disco namens Poly¹⁰ zu gehen. Klar, warum nicht. Enda verdrehte die Augen, zog den Mund schief und sagte:

"The Poly, that's nothing for girls like you."

"I'll see", meinte ich fröhlich.

Dann machten wir eine Uhrzeit aus, wann wir uns auf den Weg machen wollten, worauf jede auf ihr Zimmer verschwand, um sich für den Discobesuch herzurichten.

The Union

Nachdem sich die Damen des 49, Hartley Crescent schick gemacht hatten, ging es los. Enda meinte noch mit Bedenken in der Stimme warnend zu mir:

"You're sure you want to go to the Poly? Trust me, there're just frustrated young lads. I think you're in the wrong place there." Ich zuckte mit den Schultern:

"What's the matter? I'll handle that!"

Vergnügt und gut gelaunt machten Ali, Louise und ich uns auf den Weg. Als wir näher zur Innenstadt kamen, füllten sich die Straßen immer mehr mit jungen Menschen. Man hatte das Gefühl, alle würden in die gleiche Richtung streben, und diese Richtung hieß Universitätsgelände. Auch wir eilten dorthin und konnten schon von weitem die Universität sehen. Auf dem Weg zur Union¹¹ unterhielten wir uns ausgelassen, obwohl ich mich, gegen mein Naturell, etwas zurückhielt. Aber die beiden Engländerinnen integrierten mich immer wieder geschickt in ihre Gespräche. Hauptthema der beiden waren die neuesten Eroberungen und die Frage *"Who snogged whom?"*¹² Ohne daß ich es bemerkt hatte, waren wir plötzlich mitten auf dem Universitätsgelände und näherten uns einem großen Gebäude. Es war die Union.

Die Treppen vor dem Union-Gebäude waren überfüllt mit Studenten, die alle ins Haus drängten. Louise und Alison zogen mich mit in das Gebäude, und beide holten ihre *student card*¹³ hervor. Louise meinte, ich solle meinen Studentenausweis der Universität Dortmund vorzeigen.

Würde ich so einfach mit meinem Studentenausweis passieren können? Was sollte ich tun, falls es nicht möglich war? Fragen über Fragen schossen mir durch den Kopf. Je näher wir zum Eingang kamen, desto nervöser wurde ich. Gleich hinter der Eingangstür war ein Tisch aufgestellt, und zwei kräftige, junge Männer in T-Shirts wachten dort. Ali und Louise zeigten ihre *student card*, zahlten *two pounds*¹⁴ und konnten ohne Schwierigkeiten an der Kasse vorbei.

Bei dem Anblick meines Studentenausweises schauten beide Türsteher etwas verblüfft. Meine Hände wurden feucht. Mein nächster Gedanke war: "Du darfst da bestimmt nicht rein." Doch sofort erklärten meine neuen Bekannten, daß ich heute erst in Leeds angekommen sei und erst am Montag die offizielle *student card* der Universität Leeds erhalten würde. Beide redeten schnell und durcheinander. Was würde passieren? Würde ich in das Uniongebäude gelangen? Oder mußte ich mich gleich auf den Heimweg machen müssen? Wieder Fragen über Fragen, die mit Lichtgeschwindigkeit durch meinen Kopf rasten. Schließlich, nach einer halben Ewigkeit, nickte einer der Männer, ich drückte ihm das passende Kleingeld in die Hand, und wir drei huschten schnell an ihnen vorbei.

Wir gingen einige Treppen hinunter, und schon war ein Meer von Stimmen zu hören. Mit jedem Schritt, den man hinabstieg, wurde es lauter. Ali öffnete die Tür des Union Pub¹⁵, und wir betraten einen riesigen Raum. Die Geräuschkulisse war unheimlich laut. Hinter einer Masse von Studenten war die Bar versteckt. Wir zwängten uns zur Bar durch, wobei Ali und Louise immer wieder verschiedene Studenten begrüßten.

"Three pints of beer, please."

Ich sah mich um. Überall waren kleine Nischen mit Tischen und Stühlen. Der ganze Union Pub war voll von Menschen, geradezu ein Heer von jungen Menschen, wohin man auch sah.

Als wir unsere *pints* hatten, schlängelten wir uns durch die Massen. Ich wurde vielen Freunden von Louise und Alison vorgestellt. Irgendwann erreichten wir einen Tisch in der hintersten Ecke. Dort saßen vier Studenten mit ihren *pints of beer* vor sich, rauchten und erzählten sich etwas. Ali stellte sie mir vor: Si¹⁶, Matt¹⁷, Tim and Gary. Mit ihnen waren wir also verabredet, und wir setzen uns dazu.

The Poly

Nach einiger Zeit beschlossen die anderen, daß man langsam zum Poly aufbrechen sollte. Wir gingen Richtung Stadtmitte und bogen irgendwann an einem großen Gebäude ab. Am Eingang zahlten wir und gingen in das Herz des Poly. Unsere männliche Begleitung suchte einen Tisch und besorgte flüssige Nahrung in Form von Bier. Dann meinte Si, wir sollten eines der *drinking games*¹⁸ spielen. Gesagt, getan. Die Regeln waren hart, und ich hoffte innerlich, ich würde mich geschickt genug anstellen. Matt legte seine Streichholzschachtel in die Mitte des Tisches. Jeder hatte sein Glas vor sich stehen.

Tim warf als erster die Schachtel über sein Bierglas in die Luft. Sie fiel hochkant auf die schmale Seite. Das hieß für seinen Nachbarn zur Linken, zwei Finger breit Bier ohne Absetzen zu trinken. Dies war Si. Jedoch mußte Si erst die Schachtel in die Luft werfen. Die Schachtel landete hochkant auf der langen Seite. Für mich als seine Nachbarin zur Linken bedeutete es, vier Finger breit von seinem Wurf plus die zwei Finger breit von Tims Wurf zu trinken. Vielleicht konnte ich meine Spielschuld doch noch auf Ali abwälzen. Ich wirbelte die Streichholzschachtel hoch in die Luft. Gebannt verfolgte ich ihren Flug. Sie fiel flach auf den Tisch. Alle grinnten mich an. Mir war klar, ich mußte meine Spielschulden begleichen. Matt meinte noch gönnerhaft, es wäre für mich aus Deutschland doch eine Kleinigkeit:

"Germany is a nation of beer-drinkers and Dortmund is famous for its beer."

Während ich mein Glas ansetzte, ging das Spiel weiter. Ich nutzte die Unaufmerksamkeit der anderen Spieler, um zu mogeln. Schließlich wollte ich das Poly halbwegs nüchtern verlassen. Leider fiel es nach einigen Runden auf, da sich mein *pint* trotz ewiger Niederlagen nicht sonderlich leerte. Als Neuling in der Gruppe nahmen sie es mir nicht übel, beschlossen aber, mehr auf mich zu achten.

Nach etlichen Runden wollten wir tanzen. So marschierten wir gemeinsam zur Tanzfläche und bewegten uns im Takt. Einige Tänzer hüpfen, andere glichen Robotern, und wieder andere zappelten wie Fische. Nebel umhüllte uns, und bunte Lichter zuckten grell durch den Raum, der angefüllt war mit einem farbenfrohen Haufen lärmender Studenten. Zwischendurch sammelte sich unsere kleine Clique am Rand der Tanzfläche, um zu verschnaufen. Doch sobald vertraute Töne erklangen, rissen wir uns gegenseitig hoch und stürzten uns erneut in die Fluten der bewegten Körper.

A Nice Day

Plötzlich ging das Licht an. Die Stimmen der Sänger aus den Boxen verstummten. Die Instrumente der Bands verklungen. Louise nahm meinen Arm und führte mich zum Ausgang. Verwirrt und etwas angetrunken fragte ich, was los sei:

"Hey, what's going on ?"

"The Disco is over. They're closing, it's two o'clock in the morning already", antwortete mir Si.

"What shalls!" sagte ich mit durch den Alkoholgenuß stark nachlassenden Fremdsprachenkenntnissen. *"What's the matter, that's the right time to start a party."*

"But not in England", bedauerte Matt.

Wir schlenderten heimwärts. Ich hatte mich bei Louise und Ali eingehakt, und die Jungs liefen erzählend und gestikulierend vor uns her. Sie brachten uns wie wahre *gentlemen* nach Hause und verabschiedeten sich mit einer Einladung für den folgenden Sonntag. Wir sollten alle zusammen in die Yorkshire Moors¹⁹ fahren, damit ich als Gast aus Deutschland die Umgebung kennenlernte.

Nach einem kurzen Meinungs-austausch über den gelungenen Abend verabschiedeten wir uns und machten uns bettfertig. Ich ging müde die Kellertreppe hinunter in mein Zimmer. Wieder kroch die Kälte an meinen Beinen hoch, doch dieses Mal empfand ich es nicht als so schlimm. In meinem Zimmer schaute ich mich um und wußte plötzlich das

Poster von Matt Dillon, der mich zuversichtlich anlächelte, zu schätzen. Ich drückte ihm einen saftigen Kuß auf die Wange und flüsterte ihm übermütig ins Ohr: *"Good night, my love."*

Ich legte mich ins Bett, kuschelte mich glücklich unter meine Bettdecke und ließ diesen chaotischen Tag nochmals gedanklich Revue passieren. Ich stellte fest, daß der Tag trotz des Wechselbades der Gefühle und Eindrücke insgesamt positiv ausging. Ich war zufrieden, schließlich hatte ich eine nette Wohngemeinschaft und auf Anhieb Freunde gefunden. Mit diesem Gedanken rutschte ich tiefer unter meine Decke.

Kurz vor dem Einschlafen hörte ich durch die Wand Louise zu Ali sagen:

"Are you already asleep, Ali? – When Sam told us a German girl would be staying with us next term, I wondered what she'd be like. Arrogant, humourless, conservative? Now that I've got to know her, I'm glad she'll be staying with us. I think we will have a lot of fun with each other."

Schon halb eingeschlafen lächelte ich und sagte leise, aber voller Überzeugung zu mir selbst:

"You can bet on that, Louise."

Anmerkungen

- 1 Leeds ist eine Industrie- und Universitätsstadt, nordöstlich von Manchester, in Yorkshire.
- 2 Die Universität Leeds, die 1904 ihren Universitätsstatus erlangte, ist eine der größten Hochschulen in England und genießt international einen guten Ruf. An der Universität sind über 1.100 akademische Mitarbeiter, und sie wird von ungefähr 17.500 Studenten besucht. Die Universität Dortmund ist die Partneruniversität der Hochschule in Leeds.
- 3 Ein *pint* ist die Größe eines Bierglases in England und entspricht 0,568 Liter.
- 4 Hugh Grant ist ein britischer Schauspieler, der mit dem Film *"Four Weddings and a Funeral"* (dt. Titel: Vier Hochzeiten und ein Todesfall) in Großbritannien sehr populär wurde.
- 5 Märchenfigur des Autors A. Burgh
- 6 Amerikanischer Jung-Schauspieler
- 7 Eigentlich *Academy Award* genannter Filmpreis in den USA, der seit 1928 alljährlich von der Academy of Motion Picture Arts and Science in Hollywood verliehen wird.
- 8 Hauptstadt von Nordirland
- 9 Australische Familienserie, die unter den Studenten sehr beliebt ist.
- 10 "Poly" ist die Abkürzung von Polytechnical University. Dort findet jeden Samstag eine Tanzveranstaltung statt.
- 11 Das Union-Gebäude gehört zur Universität, und dort findet man die Mensa, Studentencafés und vier Kneipen. Außerdem gibt es etliche Geschäfte, eine Bank, einen Optiker, ein Reisebüro, eine Wäscherei und vieles mehr.
- 12 *To snog* bedeutet "intensiv küssen, knutschen".
- 13 Studentenausweis
- 14 etwa DM 5,-
- 15 Eine der Kneipen im Uniongebäude
- 16 Abkürzung des männlichen Vornamens Simon
- 17 Abkürzung des männlichen Vornamens Matthew
- 18 Trinkspiele, die oft unter Studenten in Kneipen gespielt werden.
- 19 Naturschutzgebiet in Yorkshire

Nicole Janze (Verl)

The Isle of Anglesey – gefährlicher Sommerjob in Wales

What an Evening!

Jetzt ist es schon wieder fast sieben Uhr. Langsam trotte ich zum Caravan. Bevor ich in unsere schon reichlich altersschwache Unterkunft eintrete, schiebe ich etwas unsanft zwei Katzenbabys, die hoffen, etwas Eßbares erhaschen zu können, an die Seite. Ich bin einfach zu müde, um mich um die beiden putzigen Gesellen zu kümmern. Erschöpft werfe ich mich auf einen sofa-ähnlichen Gegenstand, der im Laufe der Zeit eine Farbe angenommen hat, auf der selbst der Dreck meiner Stiefel nicht mehr zu sehen ist. Nach einer Weile kehrt wieder ein wenig Leben in meine Glieder zurück, und ich fange zum x-ten Mal an, durch meine überall im Zimmer verstreut liegenden Reiseführer zu blättern.

Anglesey wird als eine Insel im Norden Wales mit einer *immensely rich history* beschrieben. Von steinzeitlichen Relikten bis zu Hinterlassenschaften der Kelten, Römer und Sachsen, die auf Anglesey zu bewundern sind, ist dort die Rede. Mich fasziniert die Vielzahl der Stämme, von denen diese kleine Insel in ihrer Vergangenheit erobert wurde. Besonders der Einfluß der Kelten und ihrer so eigenartig erscheinenden Priester, der Druiden, fesselt meine Aufmerksamkeit.

Ich hatte mir fest vorgenommen, dies alles während meines fünfwöchigen Aufenthalts auf Anglesey zu erkunden. Dreimal schlucke ich kräftig und versuche mir einzureden, daß es keinen Zweck hat, in aussichtsloses Selbstmitleid zu versinken, auch wenn ich von der Insel in der letzten Woche noch nicht viel mehr als unzählige Pferde, übelriechende Ställe und, nicht zu vergessen, riesige Mengen an stechendem Heu und Stroh, das gestapelt werden muß, gesehen habe. Nochmals krame ich den Fahrplan der öffentlichen Verkehrsmittel heraus. Nein – es besteht keine Chance, um diese Zeit noch irgendwo hinzugelangen, und für einen Spaziergang am Strand, der die einzige Attraktion des kleinen Ortes Rhosneigr darstellt, ist es nun auch schon zu spät. Außerdem fühle ich nach fast zehn Stunden Arbeit in der Reitschule, wie sich jeder einzelne Teil meines Körpers nach Ruhe sehnt.

Immer wieder versuche ich, den Gedanken "Ich halte das nicht aus – hier werde ich nur ausgenutzt" zu verwerfen. Schließlich entscheide ich mich, den Abend englischen *soap operas* zu widmen, auch wenn bei der Qualität des Fernsehers ein wenig Phantasie vonnöten ist. Doch bevor ich mich auch nur durch *Home and Away*¹ gequält habe, erschallt die durchdringende Stimme meines *boss*. Langsam richte ich mich auf und ertappe mich dabei, mir Ausreden auszu-denken, die mich davon befreien könnten, heute noch entlaufene Pferde einzufangen. Zu meiner Überraschung werde ich jedoch zu einer *sight-seeing tour* eingeladen.

The Tudor Heritage of Anglesey

Kurze Zeit später befinde ich mich auch schon, mit einem meiner Reiseführer² unter dem Arm, auf dem Beifahrersitz des kleinen Fiesta meines Arbeitgebers Charles. Zunächst muß der eigentliche Grund dieser für mich so überraschenden Fahrt erledigt werden – ein Kurierdienst in die auf dem Festland gelegene Stadt Bangor. Die Fahrt ist rasant, und ich kann kaum mehr als kurze Ausschnitte der eher unspektakulären Landschaft erhaschen. Das grüne, sanfte Hügelland wird nur selten durch kleine Ortschaften unterbrochen und steht ganz im Kontrast zu den imposanten Schluchten und Bergketten von Snowdonia.

Und dieser Teil von Wales wurde einmal *Mon Ma Cymry*³ genannt? Viel scheint von der einst so reichen Kornkammer Angleseys nicht übrig geblieben zu sein – die Gegend macht auf mich einen eher ärmlichen Eindruck.

Mühsam versuche ich mich anhand der Straßenschilder zu orientieren. Mir ist unerklärlich, wie man diese Ortsnamen mit ihren vielen llan's, ch's und rh's aussprechen soll. Charles wage ich erst gar nicht zu fragen. Er spricht zwar perfekt Walisisch⁴, wie die Mehrheit der einheimischen Bevölkerung Angleseys, aber seine Geduld, mich in die Geheimnisse dieser Sprache einzuweihen, läßt ziemlich zu wünschen übrig. Außerdem verspüre ich nicht das geringste Interesse, mir schon wieder die Zunge zu verrenken, nur um Unmengen walisischer Schimpfwörter über die Lippen zu bekommen, denn die sind, so Charles, schließlich "*most important*".

Doch plötzlich fällt mir ein kleines Schild ins Auge, auf dem ich den Ortsnamen Penmynydd entziffern kann. Das kann doch nicht wahr sein? Aus diesem kleinen, verlassen wirkenden Dorf sollen die Vorfahren Henry VII und Elisabeth I stammen? Na ja, irgendwo müssen sie ja herkommen, aber hier hinter den Hecken von Anglesey hätte ich ihre

Wiege nun wirklich nicht erwartet. Eilig blättere ich in meinem Reiseführer. Doch – hier steht es schwarz auf weiß: Owain Tudor wurde 1385 hier geboren und zog mit Henry V in den Frankreichfeldzug. Nachdem dieser beendet war, machte der König den treuen Gefolgsmann zum Vorsteher seines Haushalts. Nun kam es, wie es bei historischen Romanzen kommen muß: Nach dem Tod des Königs verliebt sich Katharina von Valois, die nun verwitwete Gemahlin Henry V, in den aus diesem Örtchen stammenden Owain Tudor. Drei Söhne gebiert Katharina heimlich dem walisischen Ritter, heimlich heiraten die beiden auch, vermutlich 1429.

Ich überspringe einige Zeilen, die die Folgen dieser Liaison detailliert schildern. Aber tatsächlich – nach vielem Hin und Her endet diese Episode 1485 mit der Krönung Henry VII, einem Enkel Owain Tudors.

Fags and a Nice Pub

Noch bevor ich meine Lektüre fortsetzen kann, unterbricht mich Charles, indem er mir eine schmierig aussehende Schachtel Zigaretten unter die Nase hält:

*"Do you want a fag?"*⁵

Etwas verwirrt lehne ich dankend ab:

"No, thanks." – "Mensch, der weiß doch, daß ich nicht rauche", denke ich bei mir.

Um jedoch nicht unfreundlich zu wirken, lege ich meinen Reiseführer zur Seite. Dies werde ich aber schon bald bedauern. Es dauert nicht lange, und ich werde von einem Schwall *drinking- and sex-stories* aus Charles Jugend beriebelt.

Nur noch am Rand nehme ich wahr, daß wir die Menai Strait⁶ überqueren, denn es erfordert äußerste Konzentration, meine Hustenkrämpfe gegen den sich im Auto ballenden Qualm zu unterdrücken und gleichzeitig die endlose Reihe von Charles Verflossenen zu verfolgen. Nach einer Weile gebe ich auf, und schließlich beschäftige ich mich ernsthaft mit dem Gedanken, die Autotür aufzureißen und ...

Glücklicherweise biegen wir in diesem Moment in eine Hofeinfahrt. Erleichtert atme ich auf, als Charles seinen Redefluß unterbricht und den Wagen stoppt.

"Just wait a second, I'll be back in a minute!" und schon springt er aus dem Auto. Auch ich öffne eilig meine Tür und schnappe nach Frischluft. Doch bevor ich mich richtig erholen kann, sitzt Charles auch schon wieder neben mir.

"Okay", erklingt seine Stimme erschreckend nah an meinem rechten Ohr, *"now I'll show you a nice pub!"*

Nein, das darf doch nicht wahr sein – da muß ich mich doch verhört haben. Stotternd unterbreche ich ihn:

"I thought we would do some sight-seeing?"

"Yeah, if you really want to, but first let's go for a lager!" antwortet er in einem Tonfall, der keine Widerrede zuläßt.

Und bevor ich so richtig weiß, wie mir geschieht, sitze ich auch schon in einem recht neuen, aber reichlich geschmacklos eingerichteten *pub*, der so ganz und gar nicht dem so häufig gelobten Flair englischer Kneipen entspricht. Vor mir steht ein *pint of lager*, das ich trotz des abgestandenen Geschmacks möglichst schnell zu bewältigen versuche.

Die Luft ist stickig, und die Staubschicht auf den schrill rosa Lampenschirmen läßt vermuten, daß die Sauberkeit hier eine eher untergeordnete Rolle spielt. Das rötlich gefärbte Licht gibt dem Ganzen zudem noch eine etwas anrühige Atmosphäre.

Abwechelnd schaue ich aus dem Fenster und auf die über der Theke angebrachte Uhr. Draußen verschwindet die Sonne langsam, und auch der unaufhaltsame Zeiger der Uhr warnt mich vor der einbrechenden Dunkelheit. Charles scheint meine Ungeduld nicht zu bemerken, und sein Redeschwall prasselt unerbittlich auf mich ein.

Endlich brechen wir auf. Es erscheint mir, als hätten wir eine halbe Ewigkeit in diesem verrauchten Ort zugebracht. Es grenzt an ein Wunder, daß sich Charles nun endlich auch an sein Versprechen erinnert.

Crossing the Menai Strait

Zunächst fahren wir zurück über die Menai Strait, Richtung Anglesey. Diesmal überqueren wir die Meerenge jedoch auf der berühmten Menai Suspension Bridge⁷, über die ich schon so viel gelesen habe. Wie lautete es da: "Die Amerikaner haben die Golden Gate Bridge, die Waliser die Menai Bridge."

Um ehrlich zu sein, hatte das amerikanische Gegenstück weit mehr Eindruck auf mich gemacht, auch wenn die riesige Spannweite der für lange Zeit längsten Hängebrücke der Welt Bewunderung verdient.

Zu meiner Überraschung hält Charles auf der Mitte der Brücke an. Für einen Moment kann ich die malerische Aussicht genießen. Die untergehende Sonne läßt die Landschaft in einem verwunschenen Licht erscheinen. Zum ersten Mal wird mir die Schönheit dieser ein wenig verschlafenen wirkenden Insel bewußt. Kilometerlang säumen die in der Abenddämmerung ein wenig gespenstisch wirkenden Klippen die Insel. Nur wenige Häuser unterbrechen die Idylle der unberührten Natur. Ein Fischerboot tuckert langsam an der Küste entlang.

Tief beeindruckt muß ich mir vorstellen, wie vor fast 2.000 Jahren die Römer diese, an ihrer schmalsten Stelle nur knapp zweihundert Meter breite Meerenge überquert haben⁸. Mein Reiseführer führt aus, daß bereits Tacitus von dem heftigen Widerstand der keltischen Bewohner der Insel berichtet habe. Es ist nicht schwer, sich das Bild von bärtigen Druiden in wallenden Gewändern auszumalen, die, am Ufer stehend, schreckliche Verwünschungen aussprechen, und aufgeregten Frauen, die wie Furien mit fliegenden Haaren und Fackeln schwenkend umhereilen. Die Legenden über den Angriff berichten, daß die römischen Soldaten von diesem ungewohnten Anblick so in Schrecken versetzt wurden, daß sie wie gelähmt, ohne sich zu rühren, auf sich einschlagen ließen. Erst als ihr Heeresführer sie ermahnte und sich selbst Mut zusprach, doch nicht vor einem rasenden Weiberhaufen zu erzittern, traten sie zum Angriff an und besiegten letztendlich die Kelten. – Rabiatt weckt mich Charles Stimme aus meinen Träumen über die Vergangenheit:

"Don't you want to take a photo?"

Noch halb in Träumen versunken, nehme ich schnell meine Kamera heraus. Später werde ich wahrscheinlich enttäuscht sein, daß die fehlenden, bärtigen Priester den Fotos ihre Faszination genommen haben.

Visiting Prehistoric Burial Chambers

Unsere Fahrt geht weiter durch das Inland von Anglesey. Verschwommene Schatten der verwunschenen Landschaft ziehen an uns vorbei. Die Gegend ist einsam, und nur selten begegnen uns die Scheinwerfer anderer Autos. Ganz entgegen seiner Gewohnheit hüllt sich nun auch mein Begleiter in Schweigen. Langsam wird es mir jedoch etwas unheimlich.

Wohin fahren wir denn bloß? Charles hatte etwas geheimnisvoll getan und nur davon gesprochen, daß er mir einen *"really nice place"* zeigen wolle. Verrückte Gedanken gehen mir durch den Kopf, und immer wieder muß ich auf Charles kräftige, behaarte Hände starren, die das Lenkrad mit stahlhartem Griff fest umfassen. Mir gelingt es kaum noch, meinen Blick von seinen durch die Arbeit geschwärzten Fingernägeln abzuwenden. Ein leichtes Ekelgefühl steigt in mir auf, und ich versuche krampfhaft, meine Angst zu unterdrücken. Wir fahren, wie es mir scheint, noch eine ganze Weile in westliche Richtung. Schließlich halten wir auf einem kleinen Seitenstreifen. Als Charles mich auffordert, hier mit ihm auszusteigen, schlägt mir mein Herz bis zum Hals, und hektisch wische ich mir einige Schweißperlen von der Stirn.

Doch zu meinem Erstaunen entdecke ich gleich neben unserem Auto ein kleines Schild, das auf eine *burial chamber*⁹ hinweist. Erleichtert und etwas beschämt über meine falschen Phantasien, werfe ich Charles einen kurzen Blick zu. Dieser fordert mich auf, nun endlich zu kommen, denn hier am Straßenrand gäbe es ja schließlich nichts Interessantes zu sehen.

Ich folge ihm entlang eines schmalen Fußwegs, und erstaunt muß ich feststellen, daß wir uns bereits wieder in Küstennähe befinden. Vor uns funkelt die Irische See. Nach einigen Metern taucht ein Hügel auf, der sich durch seinen Grasbewuchs in die Landschaft eingliedert. Charles Schritte werden schneller, und plötzlich stehen wir vor einem aus riesigen Steinplatten errichteten Eingang, der uns einen Einblick in das Innere des Erdhügels ermöglicht. Erstaunt über einen völlig veränderten Charles, der sich überraschend gut über dieses prähistorische Monument auszukennen scheint, lausche ich seinen Erklärungen.

Er erzählt mir, daß es sich hier um ein vor etwa 5.000 Jahren von den ersten Bewohnern Angleseys errichtetes Megalithgrab handelt. Die Siedler, die in der Jungsteinzeit bereits Getreide anbauten, bestatteten ihre Toten in Gemeinschaftsgräbern, sogenannten *megalithic tombs*. Charles prahlt, daß es in keinem Teil Großbritanniens eine so alte *burial chamber* wie diese gibt.

Obwohl ich weiß, daß er ein wenig übertreibt, denn ich habe auch schon von beeindruckenden Monumenten dieser Art im Süden Englands gelesen, bin ich doch fasziniert von den Hinterlassenschaften vergangener Zeiten. Leider versperrt uns ein rostiges Eisentor den Zugang in das Innere des Grabes. Neugierig zwänge ich meinen Kopf durch die Eisenstäbe.

An den Wänden der Kammer glaube ich die Überreste von kleinen Ritzzeichnungen erkennen zu können. Wie diese Menschen wohl gelebt haben? Auch Charles kann mir meine Frage nicht beantworten. Er hätte jedoch gelesen, daß die Erbauer dieser Grabstätte wahrscheinlich aus dem Mittelmeerraum stammten. Welcher Rasse sie angehörten und welche Sprache sie sprachen, wisse man nicht, aber sie waren jedenfalls keine Kelten.

Langsam werde ich doch ein wenig skeptisch, ob mein bisher doch hauptsächlich an Pferden und Mädchen interessiert scheinender Arbeitgeber mir nicht nur Märchen erzählt. Aber mein Reiseführer bestätigt mir später seine Ausführungen. Noch immer weiß ich nicht, was mich mehr erstaunt: das nun schon 5.000 Jahre alte vorgeschichtliche Zeugnis eines mysteriösen Zeitalters oder mein neuentdeckter *tourist guide*, dem ich vor wenigen Minuten noch üble Schandtafeln zugetraut habe.

Sunset in Porth Cwyfan Bay

In Gedanken verweile ich noch ein wenig am Eingang des Grabes, und als ich mich schließlich nach Charles umdrehe, ist er bereits ein ganzes Stück vorangegangen. Der Weg führt durch eine Kette von Dünen in eine kleine unberührte Bucht. Niemand stört diese paradiesisch anmutende Idylle. Doch plötzlich fliegt dicht neben uns ein kleiner Schwarm Vögel auf, die sich wohl schon zur Nachtruhe begeben hatten. Wir bleiben erstarrt einen Moment stehen und verfolgen, wie sich die eleganten Tiere anmutig in die Lüfte heben.

Ihre Art kann ich zwar nicht bestimmen, aber vielleicht waren solche Eindrücke der Grund für den berühmten Maler Charles F. Tunnicliffe, sein Leben hier auf Anglesey dem in London vorzuziehen. Nicht umsonst wurde ein Vogelspezialist zum bekanntesten Maler der Insel.

Vielleicht sind die Bilder dieses Meisters der Vogeldarstellungen ein Symbol für das, was man auf Anglesey wirklich finden kann: Freiheit und Abgeschiedenheit.

Am Strand angekommen, lassen wir uns in den von der Sonne noch immer warmen Sand fallen. Unsere Blicke gleiten in die Ferne der unendlichen Weite der Irischen See. Mit gedämpfter Stimme unterbricht Charles die Stille:

"Isn't it nice here?"

Ja, dieses Plätzchen ist wirklich atemberaubend schön. Schade, daß ich nicht das Talent besitze, meine Eindrücke in entsprechende Worte zu fassen. Aber ein kurzer Blick zu Charles sagt mir, daß seine Gedanken mit meinen vergleichbar sind.

Er berichtet mir, daß diese Landschaft wohl der Grund gewesen sei, warum er es auf der *boarding school*¹⁰ im fernen Schottland einfach nicht ausgehalten hätte. Seine Eltern wollten ihm eine bessere Schulbildung und damit aussichtsreichere Zukunftschancen ermöglichen. Aber nach zwei qualvollen Jahren sei er zurückgekehrt, *"back to my Anglesey"*.

Ja – eigentlich hätte er vorgehabt, mehr aus seinem Leben zu machen, aber auf Anglesey könnte man froh sein, überhaupt Arbeit zu finden. Ein Lächeln fährt über Charles Gesicht, und seine Augen funkeln in den von harter Arbeit geprägten Gesichtszügen:

"Every time I see this place, I know why I came back from Scotland!"

Getting back

Eine Weile lauschen wir noch andächtig dem leisen Wellenschlag des Meeres. Erst als die Sonne am Horizont verschwunden ist, rappeln wir uns hoch und gehen langsam zum Auto zurück.

Kaum dort angekommen, dreht mein gerade noch so romantisch wirkender Begleiter sein Radio auf ohrenbetäubende Lautstärke. Tina Turners durchdringende Stimme dröhnt mir entgegen und zerstört die magische Atmosphäre. Vielleicht fühlt sich Charles doch etwas beschämt, mir seine Empfindungen gezeigt zu haben. Na ja, jeder hat seine eigene Art, sich zurück in die Wirklichkeit zu katapultieren. Die Lautstärke der Musik läßt kein weiteres Gespräch zu, und so bleibt mir ein wenig Zeit, meinen eigenen Gedanken nachzuhängen.

Sicherlich hatte ich mir eine *sightseeing tour* auf Anglesey ganz anders vorgestellt. Auch hatten wir keinen der touristischen Anziehungspunkte besucht, wie die berühmte Burg Edward I in Beaumaris oder die römische Festungsanlage in Holyhead, aber irgendwie hatte ich diese kleine Insel nun doch in mein Herz geschlossen. Vielleicht sind es gerade die kleinen verlassenen Orte, versteckt hinter den Hecken und Hügeln, die bewundert werden wollen und die Anglesey so attraktiv machen.

Ganz entgegen meiner Einschätzung dauert die Fahrt zurück in das kleine Dörfchen Rhosneigr entschieden kürzer, als ich vermutet hätte. Schon wenig später tauchen vor uns die Ställe der Tyn-Morfa Riding School auf. Christy, die hübsche Mischlingshündin, kündigt unsere Ankunft durch kurzes Bellen an, beruhigt sich aber schnell wieder, als sie ihr Herrchen erkennt.

Eine verschlafene Stille senkt sich über das Anwesen. Auch die Ponys scheinen sich schon zur Ruhe begeben zu haben. Bemüht, sie nicht zu erschrecken, kontrollieren wir ihre Tränken. Der kleine Minstreal stupst mich vorsichtig an, als wolle er sich für das frische Wasser bedanken. Nachdem alle Tiere versorgt sind, fragt Charles, ob ich nicht noch ein wenig mit ihm ins Haus kommen wolle. Nein – ganz so sicher fühle ich mich in seiner Gegenwart nun doch nicht. Höflich lehne ich ab:

"No, thanks – but I'm very tired."

Langsam schlendere ich zu meinem Caravan, dessen wahres Alter in der Dunkelheit verborgen bleibt. Vor dem Eingang liegen dicht aneinandergedrängt die kleinen Katzenbabies.

Als ich leise die Tür aufschließe, hebt eines der beiden sein niedliches Köpfchen und schaut mich an. Ich kann den großen, schwarzen Augen nicht widerstehen und hebe es vorsichtig auf. Dankbar schmiegt es sich an mich, und irgendwie fange ich nun doch an, mich ein wenig heimisch zu fühlen.

Anmerkungen

¹ Eine in Großbritannien sehr bekannte Fernsehserie, ähnlich der "Lindenstraße".

² Robert Williams: *The Isle of Anglesey*. Llangefni, 1993.

³ Der Ausdruck stammt aus dem Walisischen und bedeutet "Anglesey, Mutter von Wales".

⁴ Walisisch gehört zusammen mit Cornisch und Bretonisch zum britischen Zweig des Keltischen. Unter den europäischen Sprachen kann das Walisische einige der frühesten literarischen Texte vorweisen (der früheste Text entstand bereits in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts). Die Sprache scheint zunächst für Anfänger schwer zu erlernen, da ihr die im Englischen gebräuchlichen Buchstaben j, k, q, x, z fehlen, andererseits aber im Englischen unbekannte Doppelungen mit eigener Aussprache wie ch, ff, ng, ll, ph, rh und th vorkommen. Die Zahl der walisischsprechenden Bevölkerung hat in diesem Jahrhundert rapide abgenommen, in den letzten Jahren kann aber wieder ein wachsendes Interesse an der Sprache festgestellt werden.

⁵ *Fags*. sl. Zigaretten

⁶ Die 29 Kilometer lange Meerenge, die Anglesey vom walisischen Festland trennt, ist in jedem Sommer Schauplatz einer beliebten Regatta.

⁷ Die 177 Meter lange und 30 Meter über dem Meer hängende Brücke wurde von dem berühmten schottischen Brückenbauer und Ingenieur Thomas Telford (1757-1834) konstruiert. Am 30. Januar 1826, nach sieben Jahren Bauzeit, passierte die erste Postkutsche die Brücke und machte der mühsamen Überfahrt per Boot damit ein Ende.

⁸ Im Jahre 61 n. Chr. fand auf Anglesey unter Führung von Suetonius Paulinus das römische Massaker an den Druiden statt.

⁹ Grabkammer

¹⁰ Internat

Silke Merte (Dortmund)

Shetland Islands – ein Wintererlebnis in der Einsamkeit

Arrival in Lerwick

Ich haste die Treppenstufen zum oberen Deck hinauf und muß mich davon überzeugen, daß ich peinlicherweise die letzte bin, da die anderen Passagiere schon alle von Bord geeilt sind und nun in verschiedene Richtungen auseinandergehen. Mein erster Impuls ist, ihnen nachzueilen, aber dann verharre ich doch noch einen Moment. Das Bordpersonal, das die *boarding cards* und Kabinenschlüssel einsammelt, lächelt mir freundlich zu. Sie scheinen es offenbar doch nicht ganz so eilig zu haben, und so gehe ich noch einmal auf das Außendeck, um wenigstens für einen kurzen Augenblick tief durchzuatmen und auf die Stadt und den Hafen hinunterzuschauen.

Ich kann es kaum fassen. Hier bin ich nun also! Nach 14 Stunden schaukelnder und endlos scheinender Fahrt auf dem Meer endlich dort angekommen, wo ich hinwollte. Ganz in den Norden Großbritanniens, auf die Shetland Inseln.¹

Vor mir liegt die kleine Hafenstadt Lerwick.² Schön sieht sie aus. Ganz weiß, dick verschneit, und irgendwie strahlt sie etwas Angenehmes aus. Vielleicht noch eben ein Foto machen? Nein, keine Zeit!

Mein Blick fällt jetzt wieder auf die Passagiere, die in der Ferne immer kleiner werden, und ich glaube, daß nun auch ich besser das Schiff verlassen sollte.

Looking for the Youth Hostel

Nachdem ich unten auf dem Kai angekommen und die ersten paar Schritte Richtung Stadt gegangen bin, fallen neue Schneeflocken und bedecken sofort die Fußspuren, die erst vor ein paar Sekunden entstanden sind. Es scheint sich einzuschneien. Die Flocken werden immer dicker.

Ich entdecke einen Wegweiser mit einer Lageskizze der Stadt und versuche, mich zu orientieren. Wie gewöhnlich gelingt mir das nicht auf Anhieb, so daß ich meinen Reiseführer³ herauskrame und den darin abgedruckten Stadtplan mit eben jener Skizze vergleiche. Nach einigen Überlegungen weiß ich, welchen Weg ich zu gehen habe. Es sieht eigentlich gar nicht so weit aus, aber durch den immer stärker werdenden Schneefall ist die Sicht ziemlich schlecht, und an einigen Stellen sinke ich tief bis über die Knöchel ein. Ich schimpfe ein wenig vor mich hin, bin aber trotzdem besten Mutes.

Nach etwa 15 Minuten entlang der Hafepromenade geht es dann rechts um eine Kurve und zu allem Übel erstmal ein Stück bergauf. Stimmt denn auch alles noch mit dem Stadtplan überein? Ein kurzer Blick in den Reiseführer gibt mir grünes Licht, und ich ziehe weiter. Die Straße mit der Jugendherberge, die King Harald Street, scheint nicht mehr fern. Allerdings ist es unerträglich kalt, und sowohl Hände und Füße als auch meine Nasenspitze senden erste Protestsignale. Und ich beginne meinen Rucksack zu hassen! Warum muß ich auch jedesmal den Fehler machen und viel zu viel einpacken?!

Nach weiterem mühsamen Stapfen durch den Schnee erreiche ich dann aber doch erfreut und auch ein bißchen stolz, mich nicht verlaufen zu haben, die King Harald Street. Nun gilt es nur noch die Hausnummer 87 ausfindig zu machen. Das dürfte ja nicht so schwierig sein. Ich beginne zu suchen: ... 81, 83, 85, hm, zu Ende! Danach nichts mehr.

"Sehr merkwürdig", murmele ich vor mich hin. Obwohl mir eigentlich schon klar ist, daß dieser nächste Gedanke sehr unlogisch ist, hege ich die Hoffnung, daß die Hausnummern vielleicht auf der anderen Straßenseite weitergehen. Ich drehe mich um. Aber wie erwartet: ... 94, 96, 98, 100. Nur die geraden Zahlen. Ich runzele die Stirn. Was habe ich nun davon zu halten? Ich gehe noch einmal um das Haus mit der Nummer 85 herum, kann aber nirgends ein weiteres Haus entdecken.

A Great Disappointment

Dann kommt mir ein bessere Gedanke: Na klar, es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Der Reiseführer wird sich verdrückt haben. Kann ja passieren! Vielleicht ein Zahlendreher. Hausnummer 78 also. Oder vielleicht auch irgendeine ganz andere Zahl, vielleicht 37 oder 56. Ich entschließe mich also, die Straße wieder zurückzugehen, bis mir ein jugendherbergsähnliches Haus auffällt.

Allerdings kann ich nicht leugnen, daß meine Stimmung sich mittlerweile auf gleicher Stufe mit den gegenwärtigen Temperaturen befindet. Als ich fast wieder am Straßenanfang angekommen bin, jedoch bisher nur Einfamilienhäuser passiert habe, biegt glücklicherweise eine kleine, etwa sechzigjährige Frau mit ihrem Hund in die Straße ein. Ich nutze die Gelegenheit und gehe ihr entgegen:

"Excuse me", spreche ich sie an. "I'm looking for a youth hostel. It's supposed to be in this street, but I can't find it."

"Ah, the youth hostel", entgegnet sie. "Oh, I'm sorry, dear. It used to be here, but they had to pull it down last month."

Ich bin ziemlich sprachlos, höre mir jedoch noch ihre weiteren Erklärungen an. Das Haus sei wohl sehr alt und baufällig gewesen, und es wäre zu gefährlich gewesen, es stehenzulassen. Ich unterbreche sie dann freundlich, aber bestimmt mit der Frage, ob es denn wenigstens irgendwo auf der Insel eine andere Jugendherberge gebe.

"No, sorry, dear. No other youth hostel. I'm sorry!" tönt es mir entgegen.

Trotz meines großen Rucksacks, der meinen Kopf sogar noch um einige Zentimeter überragt, fühle ich mich plötzlich ziemlich klein und vor allem hilflos – und sehr einsam. Ich merke, wie ein paar Verzweiflungstränen in mir aufsteigen wollen, aber ich unterdrücke sie und rede mir ein, daß es ja wohl übertrieben sei, wegen so einer Lapalie zu weinen. Ich sollte lieber wieder versuchen, einen klaren Kopf zu fassen.

The Last Straw

Es ist zwar im ersten Moment nicht leicht, aber dann fällt mir doch noch eine letzte Rettung ein: das *Tourist Information Office*. Jede Stadt hat doch so etwas. Dann muß es doch auch hier eines geben. Bestimmt können die mir dort weiterhelfen. Ich schöpfe langsam wieder neue Hoffnung.

Mein Reiseführer dirigiert mich stadteinwärts. Diesmal sieht es sogar so aus, als hätte ich nur einen knappen Kilometer zu bestreiten. Allerdings zieht sich die Strecke in der Realität wieder hin wie eine halbe Ewigkeit. Unnötig zu erwähnen, daß meine Kleidung und Haare inzwischen durchnäßt, meine Finger steif geworden sind und Hauptadressat meiner Flüche die große Last auf dem Rücken ist.

Die Straßen sind fast leer. Nur ab und zu bahnt sich vorsichtig ein Auto seinen Weg durch das Schneegestöber. Ich versuche den Blick gesenkt zu halten, um nicht zu viel Schnee ins Gesicht zu bekommen. Trotzdem bemerke ich die ersten kleinen Geschäfte, die auf der linken Straßenseite zum Vorschein kommen. Eine Eisenwarenhandlung, ein Blumenladen, eine Bäckerei ... hm, wie herrlich es daraus duftet!

Langsam werde ich innerlich wieder ein wenig ruhiger. An der nächsten Straßenecke lächelt mir ein häßliches Schild mit vergilbten Buchstaben zu. *"Fisherman's Mission"* steht darauf. Warmer Küchenduft weht mir entgegen. Ja genau, darüber habe ich doch schon mal irgendwo etwas gehört oder gelesen. Wenn ich mich recht erinnere, ist das eine Art Kantine für ankommende Fischer, in der es fast rund um die Uhr zu sehr günstigen Preisen warme Mahlzeiten gibt: deftige Suppen, knusprige *fish & chips* und dergleichen mehr. Ich merke plötzlich, daß ich doch großen Hunger habe. Ich widerstehe aber der Versuchung und gehe weiter.

Kurze Zeit später sehe ich auf einmal wieder das Meer, und es riecht nach frischem Fisch. Mir wird klar, daß ich mich jetzt am Innenhafen befinde, und nur noch ein paar Schritte von mir entfernt sehe ich nun auch den Marktplatz.

Ich stelle mir vor, wie es hier wohl im Sommer ist: sehr belebt, mit vielen kleinen Verkaufsständen, Trubel und bestimmt auch vielen Touristen. Als sei dies das Stichwort, fällt mein Blick auf ein kleines Häuschen direkt vor mir, an dem weiß auf blau das mir schon aus anderen Städten vertraute Schild *"Tourist Information Centre"* hängt.

Down and Out ...

Ich bin erleichtert, finde jedoch im gleichen Moment, daß das Gebäude sehr geschlossen aussieht. Ich gehe näher heran. Tatsächlich, kein Licht. Ich fasse an die Türklinke und ... nein! Das darf doch nicht wahr sein! Die Tür ist verschlossen.

Ich ziehe und drücke, erst vorsichtig, dann immer aggressiver. Ich rüttle wild an der Tür und trete schließlich entnervt davor. Hoffentlich hat mich bloß niemand beobachtet! Ich drehe mich kurz um. Niemand zu sehen, gut. In Ruhe studiere ich das Schild, das direkt vor meiner Nase hinter dem Türglas angebracht ist:

"Opening Times: Monday-Friday: 9 a.m. – 6 p.m., Saturday and Sunday: Closed."

Natürlich, es ist ja Samstag, und es ist Februar, aber trotzdem. Was soll denn das?! So ein Quatsch! Was ist denn das für ein Kaff hier? Gerade am Wochenende kommen doch immer die meisten Touristen!

Ich verstehe gar nichts mehr und habe irgendwie das Gefühl, in einem ganz schlechten Film mitzuspielen. Zum Heulen ist mir allerdings nicht mehr zumute, stattdessen ver falle ich kurz in ein hysterisches Lachen.

Auch durch die Tatsache, daß ich immer noch auf dieses unfäßbare Schild starre, öffnet die Tür sich natürlich nicht, und ich drehe mich resigniert wieder um. Der Marktplatz liegt wie ausgestorben vor mir. Alles spricht dafür, daß die Touristen wohl offenbar doch nicht unbedingt das Wochenende bevorzugen.

Nur ich mußte ja so blöd sein und hier in dieses Nest fahren. Ausgerechnet im Februar. Ich muß doch verückt sein! Und alles eigentlich nur, weil ich meinen beiden Freunden in Glasgow, die kurz zuvor abgesagt hatten, beweisen wollte, daß ich so etwas auch alleine kann. Hatte mir schon ausgemalt, wie ich ihnen hinterher stolz erzählen wollte, was sie alles verpaßt hätten. Schön naiv! Tolle Geschichten kann ich dann ja jetzt berichten. Oh ja!

Close Encounter

Ich lasse meinen Blick noch einmal kreisen. Keine Menschenseele ist zu sehen. Dann nähert sich auf einmal von hinten jemand mit dem Fahrrad und bleibt vor einer Telefonzelle stehen. Merkwürdigerweise geht er jedoch nicht hinein, um zu telefonieren. Er macht denn Eindruck, als wolle er dort warten.

Moment mal, den kenne ich doch! Genau! Jetzt fällt es mir wieder ein: Es ist dieser junge Mann mit Bart, der mir schon tags zuvor in Aberdeen am Fährhafen aufgefallen war. Er hatte da in der Wartehalle gesessen, allein auf einer Bank, und irgendwie so gewirkt, als ob er sich nicht recht dazu aufraffen könnte, das Festland zu verlassen. Tja, und hier steht er jetzt also wieder. Komischer Zufall!

Natürlich kenne ich diesen Menschen überhaupt nicht, habe nie zuvor ein Wort mit ihm gewechselt, aber in meiner momentanen Verzweiflung ist mir alles egal. Irgendwem muß ich mich jetzt einfach mitteilen. Entschlossen gehe ich auf ihn zu. Er lächelt freundlich, und bevor ich auch nur irgendein Wort hervorbringen kann, sagt er:

"Hi! I know you. I saw you on the ferry."

Fantastisch, er scheint sich also auch an mich zu erinnern. Es ist gar nicht so schwer, ins Gespräch zu kommen. Endlich kann ich jemandem von meinem Pech erzählen. Ich erfahre, daß auch er Deutscher ist. Er heißt Andreas und muß für sein Architekturstudium ein halbjähriges Praktikum in Lerwick machen. Von zentralem Interesse meinerseits ist jedoch erstmal die Frage, wie er das Problem der Unterkunft gelöst hat.

Die Antwort fährt in Form eines roten Jeeps genau in diesem Augenblick vor. Ich erfahre noch kurz, daß der Fahrer dieses Wagens der Betreuer des Praktikums ist, dann wird das Fahrrad aufgeladen. Etwas entschuldigend, aber wohl auch erfreut, endlich der Kälte zu entkommen, verabschiedet sich mein Gesprächspartner eilig und steigt ein. Die Tür geht zu. Das Auto fährt ab.

Ich merke, daß ich mit offenem Mund dastehe. Jetzt spüre ich die Kälte ganz deutlich. Ich fange an zu zittern. Ich bin total fertig und kann einfach nicht mehr. Am liebsten würde ich den Rucksack abwerfen und wegrennen.

Taking a Break

Ich schaffe es irgendwie, mich noch einmal zusammenzureißen, und gehe in den *Shetland Bookshop*, das nächste Geschäft an der Ecke. Eine angenehme Atmosphäre herrscht dort, das kriege ich trotz meiner Erschöpfung noch mit. Statt des oft viel zu schnellen und aufdringlichen *"Can I help you?"*, das man von umsatzsteigerungswütigen Verkäufern aus anderen Städten kennt, muß ich hier erstmal ein bißchen suchen, bis ich die Verkäuferin überhaupt finde.

Sie sitzt an einem kleinen Schreibtisch und trinkt eine große Tasse heißen Tee. Sie lächelt, fragt aber nicht. Also frage ich, und zwar nicht nach einem Buch, sondern ob ich vielleicht meinen Rucksack für ein, zwei Stunden dort abstellen könnte. *"Certainly"*, höre ich, und sie streckt mir hilfsbereit die Hände entgegen, um mir meine schwere Last abzunehmen. Ach, was tut das gut! Ich atme erleichtert durch. Nachdem ich dieses Problem los bin, fühle ich mich um einiges besser.

Ich bedanke mich höflich und will gerade dazu ansetzen, sie zu fragen, ob sie vielleicht einige *Bed & Breakfast*-Adressen weiß, als ich durch die Fensterscheibe sehe, wie der rote Jeep, der erst vor wenigen Minuten so einprägsam

abgefahren ist, auf einmal wiederkommt und anhält. Heraus steigt der Fahrer von vorn. Er ist alleine. Andreas ist nicht mehr dabei. Ich frage mich, was das alles zu bedeuten hat.

The Rescue

Er kommt in den Laden herein, gibt mir die Hand und stellt sich als Martin Anderson vor. Ich bin etwas perplex. Erklärend fügt er hinzu:

"Andreas has told me about you and that you have problems in finding somewhere to stay. I'd like to help you", und er gestikuliert mir mitzukommen.

"Yes ... but ... and how?" staune und stammle ich, nehme aber meinen Rucksack an mich und folge ihm. Er packt ihn auf die große Ladefläche, die vorher von Andreas' Fahrrad belegt wurde, und ich steige ein. Ich denke nicht nach, habe auch keine Angst, sondern wundere mich nur.

Wir fahren. Er teilt mir mit, daß ich gerne ein paar Tage bei ihm und seiner Familie wohnen könnte. Er hätte schon mit seiner Frau gesprochen. Es wäre überhaupt kein Problem, und vor allem die Kinder, zwei Mädchen, acht und zehn Jahre alt, würden sich freuen. Sie hätten noch nie jemanden aus dem Ausland kennengelernt.

Unwillkürlich muß ich schmunzeln. Fast gleichzeitig steigen erste Gewissensbisse in mir auf. Ist es nicht sehr unverschämt von mir, dieses Angebot so einfach anzunehmen? Schließlich kenne ich diese Menschen doch gar nicht! Ich muß ihnen unbedingt Geld anbieten. Was für einen Eindruck muß ich überhaupt gemacht haben? Wahrscheinlich den eines völlig hilflosen und verlassenen kleinen Mädchens. Und ich muß wohl auch sehr mitleiderregend ausgesehen haben, sonst wäre Mr. Anderson ja nicht zurückgekommen. Es ist mir alles etwas peinlich. Ich blicke verstohlen zu ihm herüber. Er konzentriert sich auf die Straße. Es muß schwierig sein, bei diesem Wetter zu fahren. Nun muß ich aber etwas sagen, finde ich und setze an:

"It's very nice of you Mr Anderson. I don't know how to thank ..."

Er winkt ab.

Driving across the Shetlands

Fast ein wenig entschuldigend sagt er mir nun, daß sie leider auf einer kleinen Insel namens Trondra wohnen, wo es nur zwei Häuser gebe. Ich kann mir das nicht so ganz vorstellen, verstehe aber sofort, was er meint, als wir über eine schmale Brücke auf ein schneebedecktes Nichts zufahren.

Ich finde es toll! Überall sieht man das Meer. Der Weg schlängelt sich über einige Hügel. Die Landschaft ist faszinierend. Wahrscheinlich, weil alles so endlos weit und weiß ist. Ich komme mir ein bißchen vor wie in einer anderen Welt. Eins ist allerdings merkwürdig: es gibt überhaupt keine Bäume oder Sträucher.

Wir halten an einer dieser Steinmauern, die dazu dienen, die Wege und Felder abzugrenzen und vor allem, sie zu befestigen. Mr. Anderson kurbelt das Fenster herunter und öffnet einen kleinen Holzkasten, der aussieht wie ein selbstgezimmertes Vogelhäuschen.

"Our letterbox", nickt er mir triumphierend zu und zieht einen weißen Umschlag und eine Postkarte hervor. Ich wundere mich etwas, denn ich kann noch kein Haus sehen. Er scheint meine Gedanken zu erraten und fügt erklärend hinzu, daß es nur eine Hilfe für den Postboten sei. Man könne es ihm nicht zumuten, die weitere Wegstrecke zu befahren, und mir wird klar warum. Mr. Anderson schaltet in einen anderen Gang, und weitaus holpriger als vorher geht die Fahrt weiter. Jetzt müssen wir ein Stück bergauf. Die Räder drehen durch. Nichts tut sich.

"Unbelievable our roads in this weather, eh?" grinst Mr. Anderson mich schelmisch an. Er läßt das Auto ein Stück zurückrollen, wie um Anlauf zu nehmen, und murmelt: *"No problem!"* Dann gibt er Vollgas. Der Motor jault laut auf, aber wir schaffen es. *"I'm amazed"*, kommentiere ich anerkennend.

Wir kommen jetzt an zwei Schafen vorbei, und Mr. Anderson erklärt mir, daß sie zu seiner Farm gehören. Ich merke, daß er innerlich ein bißchen stolz darauf sein muß, denn seine Augen leuchten, und er zählt auf, welche Tiere ich noch zu erwarten habe: drei Ziegen, zwei Ponies, zwei Pferde, drei Gänse, ein Kaninchen ... und plötzlich stehen wir vor einem schönen, kleinen Haus.

A Shetland Family

Seine Frau hat ihn wohl schon kommen gehört, denn sie steht schon an der Eingangstür. Ich werde ihr vorgestellt. Gwen heißt sie und sieht sehr nett aus. Hinter ihr schieben sich zwei kleine Gesichter hervor: Leslie und Tory, die beiden Töchter. Sie wirken erst ein wenig schüchtern und kichern leise. Aber nachdem wir hereingegangen sind und ich meine Jacke ausgezogen habe, fragt Tory, die jüngere, sofort, ob sie mir die Tiere zeigen soll. Ich bin gespannt. Sie greift einfach nach meiner Hand, und wir gehen in den Stall hinter dem Haus. Sie stellt mir jedes einzelne Tier mit Namen vor und erzählt zu jedem eine Geschichte. Obwohl ich keine große Pferdefreundin bin, faszinieren mich die Shetland Ponies am meisten.⁴ Ich hätte nicht gedacht, daß sie tatsächlich nur so groß sind wie Bernhardiner.

Als wir wieder ins Haus kommen, sind Mrs. Anderson und Leslie gerade mit Kochen beschäftigt. Ich setze mich zu Tory, die den Fernseher eingeschaltet hat, aufs Sofa. Erst versuche ich mich eine Weile auf den Bildschirm zu konzentrieren, doch dann werde ich durch die lauten und heiteren Stimmen, die aus der Küche herüberdringen, abgelenkt. Sie scheinen sich angeregt zu unterhalten.

Shetland Dialect

Ich spitze interessiert die Ohren. Dabei achte ich allerdings gar nicht so sehr auf das, was die beiden sagen, sondern viel mehr darauf, wie sie die Wörter aussprechen. An ihrem Akzent ist etwas ganz Eigenartiges. Er klingt noch viel härter, als ich es bisher von den Schotten gewohnt war. Fast auch ein bißchen skandinavisch. Einige Wörter verstehe ich überhaupt nicht, es muß sich um einen Dialekt handeln.⁵ Die ganze Sache wird zunehmend spannender, so daß ich ohne groß zu zögern schnurstracks in die Küche gehe.

"Have you seen the peerie rabbit?" fragt Leslie strahlend. – Rabbit kenne ich ja, aber was um alles in der Welt ist peerie?

"Sorry, I don't understand the word 'peerie'", bekenne ich. Jetzt mischt sich Mrs. Anderson ein:

"Oh yes, of course, you won't understand it. It's Shetland dialect and means something like small or little."

"Oh, I see", antworte ich. "Was ist Shetland dialect as well you were speaking with Leslie some minutes ago?" Ich sehe eifriges Nicken.

"By the way, this was exactly the reason why I came into the kitchen", gebe ich zu. "Could you tell me more about it?"

"Do you want to learn some Shetland words? I'm a very good teacher", bietet Leslie an. Sie ist ganz aus dem Häuschen und holt sofort Papier und Zettel. Wortlisten werden angefertigt, und von nun an ereifern wir uns beide, uns gegenseitig ein bißchen Deutsch und *Shetland dialect* beizubringen.

"Wie geht es Dir?" bringt Leslie schon nach kurzem Einüben perfekt hervor.

"Hoo's du?" versuche ich mich darauf an genau dem gleichen Satz auf Shetländisch.

Wir haben so viel Spaß, daß ich gar nicht bemerke, wie schnell die Zeit vergeht, und ich schrecke leicht verwirrt hoch, als Mr. Anderson auf einmal hereinkommt und ruft:

"Time for tea!"

A Nice Surprise

Mr. Anderson hat, nach der angenehmen Überraschung heute morgen im *Shetland Bookshop*, schon wieder eine Überraschung für mich parat. Auf einmal steht, wie aus dem Nichts herbeigezaubert, Andreas grinsend neben ihm in der Wohnzimmertür. Er hat ihn abgeholt, nachdem er mich hier abgesetzt hat. Nett von ihm, auch Andreas zum Tee einzuladen.

Wir plaudern ein bißchen. Ich erfahre, daß Andreas in einem *worker's hostel* in Lerwick untergekommen ist. Das ist vergleichbar mit einem Studentenwohnheim, in dem Bauarbeiter von überallher – vor allem aber aus Schottland – untergebracht sind. Wir trinken mit den Andersons gemeinsam Tee.

Andreas und ich beeilen uns ein wenig, da wir gerade beschlossen haben, noch einen Ausflug zu machen und die Gegend ein bißchen zu erkunden. Ohne zu fragen, ob wir überhaupt einen Führerschein haben oder uns zutrauen, bei diesem Wetter mit dem Auto zu fahren, bietet Mr. Anderson uns seinen Jeep an. Er scheint uns einfach zu vertrauen.

Ich bin überwältigt. So eine Gastfreundschaft ist mir noch niemals zuvor begegnet. Andreas scheint es genauso zu gehen. Wir wechseln ungläubige Blicke und sind sehr glücklich über dieses Angebot.

Back into the Past

Zuerst steuern wir den Jarlshof an. Er liegt etwa 40 Kilometer südlich von Lerwick. Andreas will dort unbedingt hin. Ich muß gestehen, daß ich den Namen zwar schon mehrmals gelesen habe, wahrscheinlich im Reiseführer, aber doch nicht so ganz informiert bin. Andreas gibt bereitwillig Auskunft. Ich erfahre, daß es sich um eine Ausgrabungsstätte mit einem Freilichtmuseum handelt, in dem verschiedene Wohnformen zu sehen sind: angefangen vom 8. Jahrhundert v. Chr., über erste Wikingersiedlungen, bis hin zu einem mittelalterlichen Bauernhof und einem Herrenhaus der schottischen Feudalherren, welches von Walter Scott mit "*Jarlshof*" betitelt wurde. Hört sich alles ganz spannend an.

Die Fahrt dorthin ist ganz lustig. Wir müssen zwar sehr langsam fahren, da die Straßen noch sehr verschneit sind, aber dafür sieht man auch mehr. Man merkt sofort, daß, je weiter man sich von den größeren Städten Lerwick und Scalloway entfernt, die Uhren etwas langsamer zu gehen scheinen. Es gibt weder Ampeln noch Verkehrsschilder, nur ein paar Wegweiser: Chamerwick, Levenwick, Grutness, lese ich im Vorbeifahren. Dörfer, in denen manchmal fünfzig, manchmal aber auch nur zehn Häuser zu sehen sind.

Als wir schließlich ankommen, bin ich tatsächlich beeindruckt. Man sieht etwa acht runde Häuser, die zwar alle eigene Eingänge haben, aber trotzdem untereinander durch Gänge verbunden sind. Wir sind die einzigen Besucher, was zu dieser Jahreszeit nicht weiter verwunderlich ist. So können wir ungestört durch die niedrigen Gänge der alten Wikingerhäuser gehen und alles erkunden. Es ist erstaunlich, daß die Wände an einigen Stellen noch fast vollständig erhalten sind. Gebückt gehe ich herum und lasse meine Phantasie spielen. Ich stelle mir vor, daß die kleinen abgeteilten Kammern die Schlafzimmer waren und daß in der Mitte des Raumes die Mahlzeiten eingenommen wurden. Mal sehen, was Andreas als Architekt dazu meint.

Andreas ist inzwischen zu dem alten Herrenhaus hinübergegangen. Von weitem sieht es gar nicht so groß aus, aber als ich direkt davor stehe, komme ich mir von den mehr als zehn Meter hohen Mauern überwältigt vor. Man kann über eine nachträglich angebrachte Treppe hinaufsteigen. Die Aussicht ist herrlich. Man sieht auf der einen Seite eine Bucht, die von einer flachen Steinküste umgeben ist, und auf der anderen Seite das weite, rauschende Meer. Ich stehe für ein paar Minuten dort oben und genieße einfach die Aussicht.

A Modern Disaster

Mir kommt eine Idee, und ich gehe zu Andreas herunter:

"Sag mal, weißt Du nicht, wo ungefähr der alte Öltanker liegt, der hier vor einem Jahr gestrandet ist?" frage ich ihn.

Er ist sich auch nicht ganz sicher, aber wir glauben beide, daß es hier irgendwo in der Nähe sein muß. Wir studieren unsere Karte und entscheiden uns, einfach mal ein Stück Richtung Westen zu fahren.

Als die ersten Felsklippen auftauchen, rutscht mir erstmal ein begeistertes "*Wow!*" heraus. Die Landschaft ist hier auf ein Mindestmaß an Farben reduziert: nackter Fels, weißer Schnee, Wasser und Himmel, das sind hier die Grundelemente. Vielleicht etwas eintönig, aber gerade das macht den Reiz aus.

Wir stellen das Auto ab und gehen ein Stück zu Fuß. Es ist sehr kalt, aber trotzdem angenehm. Die Luft riecht frisch, und es schneit im Moment nicht. Wir müssen über zwei oder drei Zäune klettern, um bis ans Meer zu gelangen. Der Schnee ist jetzt stellenweise knietief. Wir gehen einfach immer weiter, bis wir vor uns und hinter uns nur noch von einer einzigen weißen Fläche umgeben sind. Der Schnee reflektiert die Sonnenstrahlen, und man sieht jetzt, wie sauber und glitzernd er eigentlich ist.

Wir sehen vor uns eine Bucht mit einem riesigen Felsen, und genau davor liegt die *Braer*, der alte havarierte Öltanker.⁶ Gegen den steilen Hintergrund wirkt das Wrack fast niedlich, winzig und auch ein wenig hilflos, wie es da so halb aus dem Wasser ragt. Aber bei näherem Betrachten stellt man fest, daß es stark rostet und daß das Wasser um das Wrack herum ganz dunkel ist. Wir gehen noch näher an die Felskante heran. Man erkennt jetzt Ölschlieren und häßliche Bläschen, die an den schmalen Strand gespült werden.

Da schwimmt bestimmt kein Fisch mehr! Ich werde etwas nachdenklich. Das hätte ich nicht gedacht, daß das Ausmaß der Umweltverschmutzung auch noch nach über einem Jahr so stark zu sehen ist. Mein Blick gleitet herauf zu dem schönen, halbverschneiten Felsen.

And only the Sky above ...

Ich muß jetzt ein Foto machen. Vielleicht ist es seltsam, aber diesen extremen Kontrast zwischen unberührter Natur und dem, was Menschen daraus machen können, möchte ich noch länger in Erinnerung behalten.

Darauf sehe ich mich um. Andreas steht etwa 15 Meter weiter. Ich laufe auf ihn zu und versuche, ihm einen Schneeball an den Kopf zu werfen, woraufhin er schreiend davonrennt. Ich versuche ihm zu folgen. Wie die Kinder toben wir durch den Schnee, und ich stoße ab und zu einen Freudenjauchzer aus. Dann lasse ich mich einfach rücklings in den Schnee fallen. Und während ich in den Himmel sehe, weiß ich in diesem Moment, daß es doch genau das Richtige war, alleine und zu dieser Jahreszeit auf die Shetland Inseln zu fahren.

Anmerkungen

¹ Die Shetland Inseln zählen zur Zeit etwa 22.000 Einwohner. Die Inseln bestehen aus einer Gruppe von über 100 Inseln mit einer Gesamtfläche von 1.429 qkm, von denen jedoch nur fünfzehn bewohnt sind. Muckle Flugga ist die nördlichste (60° 51' nördl. Breite) der Britischen Inseln.

² Lerwick, auf dem *Mainland*, der Hauptinsel, ist seit dem 17. Jahrhundert Hauptstadt und Regierungssitz der Shetland Inseln. Die Stadt hat ca. 7.600 Einwohner (etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung der Shetland Inseln). Der Name kommt aus dem Norwegischen und bedeutet in etwa *Lehm-Bucht* oder *schlammige Bucht*. In Lerwick überlebt eine alte Wikinger-Tradition beim *Jan festival of Up-Helly-Aa*, wobei der Nachbau eines alten Langschiffes verbrannt wird.

³ Hans Klüche: *Inseln und Färöer-, Shetland-, Orkney-Inseln*. Preiswert Reisen. Bd. 4. Köln 1991. Weiterhin empfehlenswert sind: Barbara v. Kalkreuth: *Schottland*. Preiswert Reisen. Bd.18. Köln 1991 sowie die vom Shetland Island Tourism Board herausgegebene Broschüre: *Shetland. Official Tourist Guide*. Lerwick 1993.

⁴ Die *Shetland Ponies* wurden im 19. Jahrhundert speziell gezüchtet, um in Kohlebergwerken als Lastenträger, sogenannte *pit ponies*, eingesetzt zu werden.

⁵ Der *Shetland dialect* entwickelte sich aus dem alten *Norse*, da die Inseln von 875 bis 1468 unter skandinavischer Herrschaft standen.

⁶ Die unter liberianischer Flagge fahrende *Braer* kam aus Bergen/Norwegen und strandete am 5. Januar 1992 wegen Maschinenausfall auf den Shetlands, nahe Sumburgh Head. Nach einigen Tagen brach der Tanker auseinander, und fast die gesamte Ladung von 85.000 Tonnen Rohöl ergoß sich ins Meer. – Die Shetland Inseln selbst sind wichtig für die Ölindustrie, seit 1971 Ölvorkommen vor den Inseln entdeckt wurden. Sullom Voe auf dem *Mainland* ist Europas größter Ölhafen.

Sabine Becker (Dortmund)

Emigrants, Immigrants and Me – eine irische Story

When you go, will you send back a letter from America?

Platsch...

Die Bugwelle des kleinen Schiffes schwappt hoch und bedeckt mein Gesicht mit feinen, durchsichtigen Tröpfchen.

Aufgewacht, aufgeschreckt von meiner Lektüre, herausgerissen aus einer anderen Welt. Maureen hat recht gehabt. Sie war es gewesen, die mir noch schnell vor unserer Abfahrt in Cork ein Buch in die Hand gedrückt hatte und mit ihrer eigentümlich heiseren Stimme und ihrem seltsamen Akzent gesagt hatte:

"Visiting the Arans? Read this!"

Ich hatte mich zunächst gesträubt, das Buch überhaupt mitzunehmen. Es war alt, der Einband brüchig, und die Seiten hatten sich gelblich verfärbt. Weiß der Himmel, in welchem *second hand*-Buchladen sie das aufgestöbert hatte; es würde auseinanderfallen, sobald ich es in die Hand nähme.

Viel lieber hätte ich *Aran Islands* von J.M. Synge gelesen oder sein Drama *Riders to the Sea*, das ja auch auf den Aran Islands spielt. Vielleicht hätte ich auch etwas von Liam O'Flaherty gelesen, dem großen irischen Schriftsteller, der auf den Aran Islands geboren wurde. Alles, nur nicht gerade dieses Buch.¹

Aber jetzt, jetzt sitze ich hier und habe genau *dieses* Buch auf den Knien:

April 23rd, 1921

Dear Son,

it's been 2 years now since you have left us, to live your own life in another world, in a better world than this one.

This was a fine year for potatoes and fish and turf, and it was no hard task for us to pass the time on a bit when things go well like that.

When I got home from the last visit in Galway, Bald Tom was at his last gasp, in need of a priest. At the end of the night there was a knock on our door and your mother called me and said that Paddy was waiting for me to go with him to fetch the priest for his father, who was breathing his last.

I couldn't fail him, since I fetched the priest for his mother. I had a bit to eat and went off out of the door. The whole trip was over very soon. Tom was dead the next day. Paddy is planning to move to another little house higher up. It is a wreck of a place just opposite Danaher's house ...

Maureen Ni Suilleabhain, meine Irisch-Dozentin am University College of Cork, die mich bereits seit einem halben Jahr mit der unaussprechlichen Sprache der grünen Insel quälte, ist auch auf den Arans geboren, und zwar auf Inis Meain, der mittleren der drei Inseln vor der Küste Galways. Maureen hatte oft von den Arans gesprochen, Inis Mór (die große Insel), Inis Meain (die mittlere Insel), Inis Oirr (die östliche Insel).² Das sind *The Legendary Islands*, deren Sprache auch heute noch Irisch ist und nicht Englisch und auf denen heute noch traditionelles irisches Leben gelebt wird, trotz (oder gerade wegen) Tausender von Touristen, die hier jedes Jahr im Sommer einfallen.³

Aber jetzt ist Ende März, und auf der Fähre von Galway nach Inis Mór sind außer Frank, Robin und mir nur wenige andere Leute.

"Was ist das für ein Buch?" Frank steht ungeduldig vor mir und stemmt die Hände in die Hüften.

Briefe von Iren an ihre Verwandten in Amerika, die meisten übersetzt, auf Englisch. Die Sehnsucht nach den geliebten Menschen, nur zu lindern durch Darstellungen des täglichen Lebens in der Heimat. Sie sollen wissen, daß man sich an sie erinnert, sie liebt und sie trotz der weiten Entfernung immer noch ein Teil der Familie sind.

"Sorrow filled me leaving Ireland, when I was powerful, so that mournful grief came to me in the foreign land."⁴

Frank, der schon in Cork die ganze Zeit nur von *pubs* und *fiddle*-Musik und dem Aran-Pullover, den er sich kaufen wollte, gesprochen hatte, er würde all das nicht verstehen.

Der Irrtum

In Galway hatte man uns versichert, daß wir in Kilronan am Pier abgeholt würden. Fahrräder haben wir dabei, David's Hostel ist ein bißchen außerhalb.

"Außerhalb von was?" Robin fällt auch immer der passende Kommentar ein, aber er würde Recht behalten.

Kilronan: 10 Häuser, 3 *pubs* und der unvermeidliche Souvenirladen, *Aran Sweaters*. Frank soll seinen Pullover bekommen, dazwischen säuberlich die Straße, die sich den Hügel hinaufwindet bis zum Horizont, um sich dann im strahlenden, hellen Sonnenlicht und dem blauen Himmel zu verlieren. Niemand wartet am Pier auf uns, gut, dann suchen wir David's Hostel eben auf eigene Faust.

Aber bevor wir losfahren, muß Frank unbedingt etwas trinken, am besten in Paddy Danaher's Pub "*The Anchor*":

"*A pint of Guinness, please!*"

Kaum sitzen wir auf den harten Bänken, gesellt sich ein älterer Mann zu uns, offensichtlich bereits angetrunken und offensichtlich in der Stimmung, mit uns zu streiten. Er schlurft quer durch den Raum und baut sich vor unserem Tisch auf.

Ich verstehe nur die Hälfte, nur einzelne Wörter wie "*English Bastards*", "*sassanach*" (das irische Wort für die Engländer), "*stole our land*" und "*killed our people*".

Es verschlägt mir die Sprache, vor allem die englische. Der Mann ist ja fast zahnlos, diese laute Stimme.

Warum schreit er mich an? Was hat das alles mit mir zu tun? Eingeschüchtert sinke ich auf meinem Sitz immer tiefer, ich habe doch nur ein "*pint of Guinness*" bestellt, ich hatte heute eben keine Lust auf ein "*Murphy's*", aber das klassifiziert mich doch noch lange nicht als Engländerin.⁵

Sprachlos bin ich, vor allem, weil Frank und Robin plötzlich von mir abgerückt sind und unbeteiligt aus dem Fenster schauen.

Warum sagt denn keiner was? Warum hilft mir niemand? Denen fällt doch sonst in jeder Situation was ein, nur jetzt ist mal wieder keiner schlagfertig genug, den schreienden Mann zu unterbrechen. Frank ist damit beschäftigt, sich die gegenüberliegenden Häuserfronten einzuprägen, und Robin sieht angestrengt in den blauen Himmel. Aber Hilfe sollte nahen.

Noch während immer neue, andere Beschimpfungen auf uns niederprasseln, geht die Tür auf. Hinein kommt ein junger Mann gestürzt, geht zielsicher auf uns zu:

"*You're staying in David's Hostel*", keine Frage, eine Feststellung.

Keiner von uns ist fähig, etwas zu erwidern, eingeschüchtert von den Worten des alten Mannes, überrascht vom Aussehen des jungen Mannes: Er ist ein Schwarzer. Und dem Älteren ziemlich gut bekannt:

"*Hi David, want a drink?*"

Ja, David möchte einen Drink, und David möchte ein Guinness, und David klärt auch gleich die Situation, daß wir Deutsche sind und Studenten, daß wir für ein Jahr am UCC studieren und in Cork City wohnen und für die nächste Woche seine Gäste sind, und er möchte doch bitte aufhören, uns anzuschreien.

Da geht ein Grinsen über das Gesicht des alten Mannes (wieso grinst der jetzt einfach?):

"*Don't take it too seriously!*"

Plötzlich ist wieder alles eitel Sonnenschein und schön und gut, und die Welt ist wieder in Ordnung, nur weil wir Deutsche sind?

Verstehe das einer, aber Maureen hat schon wieder Recht, *strange and extraordinary islands*, aber bitte in Großbuchstaben.

Auswanderer hin, Auswanderer her

Das darf doch nicht wahr sein!

"Etwas außerhalb" erweist sich als eine Fahrradtour von etwa fünf Meilen Länge. David hat unsere Rucksäcke auf seinem Fahrradanhänger gestapelt, dem Himmel sei Dank.

Da sind wir schon wieder Opfer des typisch irischen *understatement* geworden. "*A bit out of town*" ist eben eine fünf Meilen lange Wegstrecke, "*a short walk*" meist ein einstündiger Fußmarsch und "*a bit late*" eine dreiviertelstündige Verspätung. Aber wie schlimm es auch sein mag, "*it could be worse*".

"*Now, this could be worse*", welch seltsamer Akzent und was für eine tiefe Stimme, kein Wort des Jammers wird geduldet, wenn der wüßte, aber ziemlich schnell fährt er, und dann auch noch diese ewigen Hügel.

"*This is my house, feel yourself at home.*"

Sein Wohnhaus, zugleich das *hostel*, liegt auf einem Hügel (wo sonst), wir sind seine einzigen Gäste und bekommen das schönste der vielen Zimmer mit Blick auf die Galway Bay. Bevor wir uns ausruhen dürfen, noch schnell die Hausordnung:

"Listen! If you want to smoke, you will do that outside, or else you will go back home immediately! Breakfast at seven! Dinner at eight!"

Punktum! Wunderbar, da fühlt man sich doch gleich an zu Hause erinnert, und abends sollen wir auch noch zu ihm kommen, ihm Gesellschaft leisten.

"There are not many people around here this time of the year, I feel a bit lonely."

David ist einer der vielen *Continental Europeans*, die nach Irland einwandern, um ein neues Leben anzufangen. Viele wollen vor einem Leben in Hektik fliehen und meinen, Irland sei ursprünglicher als der Kontinent, sauberer, langsamer, ökologischer und einfach viel, viel entspannter. Die Werbung tut ihr übriges.

Nicht jeder kann sich so wie David, der übrigens Franzose mit nigerianischen Vorfahren ist, in die *Irish Community* einfügen. Nicht jeder wird so akzeptiert und kann sich eine neue Heimat aufbauen. Es scheitern viele und kehren geläutert und um einige Erfahrung reicher auf den Kontinent zurück.

Es mutet seltsam an, daß das Land, das so viele seiner Kinder an die Neue Welt verlor, sich in letzter Zeit eines ungetrübten Zustroms von Einwanderern vom europäischen Festland erfreuen kann.

Dun Aengus

May 25th, 1922

... I had the turf cut, and I was fairly satisfied, only there was great deal of work to be done on it as soon as it dries; and the beginning of the dry season is making itself felt already. My plan was to spend another day in fixing up a good shelter, so that all I should have to do would be to throw the turf in when it was dry, for it will hold me up if I left it till later.

Today was a wild, gusty, dry day, just right for the job I had in hand, and off I went up the hill to Dun Aengus. When I got there, I stripped to the shirt, for the place is, as you know, well sheltered. I set to work right in the very midst of an old stone structure that had never been shifted for forty or sixty years before, and began to set it to rights, designing a new shelter.

I had a puppy with me, and I noticed nothing till he had slipped between my legs and ran back under an overhanging stone with a hollow space under it. He went so far into the hole that I couldn't see a trace of him.

I began to call him out and there he was, he came out easily enough, with a lump of a rabbit in his jaws.

I got home in a pretty good temper and hung up the rabbit. There it is hanging just over the fire place ...

Sonne, Stille, aber der Wind, der Wind von weither, Wind vom Atlantik, aus dem Westen, der ewige Wind in meinen Ohren, das Meer und die Sonne, glitzernd auf den Wellen.

Tir na n'Og, the land of youth hinter den Wellen im Westen, das irische Paradies. Viele haben sich aufgemacht, es zu finden, der irische Mönch Brendan zum Beispiel, der dann leider nur Amerika entdeckte, wenn man den Worten meiner Dozentin für Irische Geschichte glauben darf. *Tir na n'Og*, jetzt und hier gibt es dieses sagenhafte Land, zumindest muß es gleich hinter dem Horizont liegen.

Hundert Meter hoch sind die Klippen bei Dun Aengus, die beiden anderen Inseln liegen einem zu Füßen, und die Cliffs of Moher, selbst gewaltig, liegen am Ende der Bucht und sind plötzlich klein und unbedeutend. Alles das kann man sehen und, sofern man sich mutig vorbeugt, auch die Wellen, die Wellen, die sich am Fuße der Klippen brechen.

Es hat sich also doch gelohnt, das frühe Aufstehen, die weite Fahrradtour von Kilonan über Kilmurvey über die unendliche, rissige Landstraße, bis wir dann die Fahrräder liegen lassen mußten, weil der Weg zu steil und felsig wurde. Kilmurvey mit seinem schönen Sandstrand, aber Baden wollte keiner, der Atlantik ist zu dieser Jahreszeit trotz des nahen Golfstromes noch zu kalt.⁶

Aber ich will ja auch hinauf zu Dun Aengus, auch wenn der Weg beschwerlich ist, und wir die Fahrräder hierlassen müssen.

"Wird schon keiner klauen, ist ja keiner da!"

Schon wieder Robin mit seinen bissigen Kommentaren. Nur im Pub, da hat es Dir die Sprache verschlagen, aber nein, ich lasse mir diesen Tag nicht durch unangenehme Erinnerungen verderben.

Dun Aengus, berühmt-berüchtigte Fluchtburg auf Inis Mór, ihren Namen hat sie von Aengus, finsterer *Chief* eines noch finsteren Clans, den *Fir Bolg*. Woher sie kamen, ist nicht gewiß, zumindest waren sie (und das ist sicher) die ersten Einwanderer und Eroberer, die die irische Geschichte erlebt hat.⁷

Dun Aengus, uneinnehmbar, von der Meeresseite geschützt durch die hohen Klippen, auf der Landseite versperren einem spitze, hohe Felsen den Weg, nein, kein noch so kühner Reiter könnte diesen Schutzwall überwinden.

"*You're lucky to stay here now at this time of the year, you won't meet any Americans*", hatte David noch morgens beim Frühstück gesagt.

"Keine Menschenseele hier."

Robin verschwindet hinter der ersten besten Mauer, um sich vermutlich ein Stündchen in die Sonne zu legen. Wie kann der hier schlafen?

Frank, schon mißmutig in Kilronan aufgebrochen (aber ich habe zunächst keine Lust mehr auf abendliche oder morgendliche Pubbesuche), dreht sich wortlos um, verschwindet, läßt mich allein, allein mit dem Wind, dem ewigen Wind, den warmen Steinen, der Sonne, dem Meer.

August 7th, 1923

... I had carried a good heap of seaweed to the crest of the cliff above the strand, and was all set to start carrying it with the good ass I had, for it was a dry, windy day. I looked and saw a young lad coming towards me. I saw at once that he had some business with me. "What brought you here, my boy" I said, and saw that it was Tomas Danaher, Kevin's son. He said, he is going to marry Sally O' Reilly. "Well she's no beauty" said he. "She'll be all right."

Usually in a year of this kind there is much talk of marriages. What about you my son, do you have a wife over there, in America?

... Will you write us a letter, to tell us that you are alive and well, or do you want to forget your home, your language and all you've left behind. We love you and miss you.

Your father

Sean O'Grady

70 Jahre später

"*Dia dhuit, God bless you*", zuerst nur eine Stimme, eine Silhouette gegen den gleißenden Horizont. Der Stimme nach ein Mann, wahrscheinlich mittleren Alters. Der irische Gruß.

"*Dia's Muire dhuit*", na, das ging ja besser als erwartet.

"*Ta se te, buiochas le Dia*", ja es ist warm, Gott sei Dank.

"*Ta an ghrian ag taitneamh*", und die Sonne scheint auch, das unvermeidliche irische Thema, das Wetter. Wenn man natürlich auch viermal am Tag verschiedenes Wetter hat, wird die Frage danach, wie es wohl gerade ist, ziemlich interessant. Immerhin, meine erste echte Konversation auf Irisch.

"*American?*" Schmunzeln in den Mundwinkeln, Zwinkern in den Augen.

"*German!*"

Das fehlt mir gerade noch, da habe ich ein halbes Jahr lang fünfmal die Woche irische Vokabeln und Grammatik gepaukt, um bei meinem ersten Zusammentreffen mit einem *native speaker* für eine Engländerin und danach für eine Amerikanerin gehalten zu werden. Maureen wäre begeistert.

"*Ah, German, don't have many of them around here at this time of the year, most of the people are Americans, back to the roots, you know. Myself, I have cousins over there.*"

"*Over there*", das ist Amerika, ich weiß.

Fast jeder Ire hat Verwandte *over there*, Boston ist immer noch Irlands heimliche Hauptstadt. Allein während der *Great Famine* 1848/49, der großen Hungersnot, sind etwa 1,5 Millionen Menschen in die USA ausgewandert, einem ungewissen Schicksal entgegen:

"They are leaving old Ireland, no longer can stay,

And thousands are sailing to Amerikay."⁸

Ein todsicheres Schicksal hingegen hatten diejenigen, die blieben: während dieser Zeit sind in Irland etwa ebensoviele Menschen verhungert.

"*What are you doing here*", was ich hier mache, na, ich sitze hier so rum und schau in die Sonne.

"*Your name?*"

"*Brian O'Grady*", nein, das wäre ein zu großer Zufall, aber das Leben schreibt doch oft die besten Geschichten.

Er kennt leider keinen Sean O'Grady, und seine Familie ist auch erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts auf die größte der Aran Inseln gezogen. Er ist, und das nimmt mir den letzten Schwung Romantik, Lastwagenfahrer, und besucht zur Zeit seine Familie in Kilmurvey.

"*Take care!*"

Weg ist er um die nächste Ecke, wäre ja auch zu schön gewesen, Geschichte live auf den Arans.

Tage später, am Hafen von Kilronan, den Rucksack gepackt, den Kopf voller Erinnerungen, einen Sonnenbrand auf der Nase (das glaubt mir keiner, einen Sonnenbrand im März, und dann auch noch in Irland), von David mit Sandwiches für die Heimfahrt versorgt, nehme ich noch einmal Maureens Buch vor.

Aber der Brief vom 7. August 1923 ist in dieser Sammlung der letzte von Sean O'Grady. Andere gibt es, ähnliche Briefe, alle das gleiche Schicksal.

Familien auseinandergerissen, Töchter, Söhne, Väter, Mütter, verstreut in alle Himmelsrichtungen, weit weg von ihrer Heimat, weit weg von ihren Gewohnheiten und von denen, die sie lieben.

Und ich denke an mein Zuhause und an meine Eltern und Freunde, und jetzt kann ich diese Briefe verstehen, ich kann ihre Geschichte nachvollziehen, aber nur ein kleines Stück, denn ... ein Jahr ist ja nicht für immer.

Anmerkungen

¹ Leider existiert Maureens Buch nicht, es ist lediglich eine Erfindung der Autorin. Sämtliche Briefe sind aber inspiriert von Tomás O'Crohan: *The Islandman*. Oxford: Oxford University Press, 1978. Dieses Buch beschreibt das Leben auf den Blasket Islands; die Originalausgabe ist in irischer Sprache geschrieben und erstmals 1929 erschienen. Die Beschreibungen des ländlichen irischen Lebens auf den Inseln westlich der Dingle Halbinsel dürften auf das Leben der Aran-Bewohner übertragbar sein.

² Die englische Schreibweise der Inselnamen (die gleichzeitig die Aussprache der irischen Namen wiedergibt) lautet: Inishmore, Inishmaan und Inisheer.

³ Die Aran Islands sind eine *Gaeltacht*, d.h. die erste Sprache ist hier immer noch Irisch-Gälisch und wird auch von den meisten hier lebenden Menschen im täglichen Umgang miteinander gesprochen. Galway ist ein gutes Beispiel, wie sich die irische Sprache auch in einer (für irische Verhältnisse) relativ großen Stadt als Umgangssprache erhalten hat. An der Universität von Galway z.B. finden viele Vorlesungen in irischer Sprache statt. Es gibt allerdings nur noch wenige *Gaeltachta*, und diese befinden sich vor allem an der Westküste Irlands. Einen englischsprachigen Bezirk nennt man *Galltacht*.

⁴ Colum Cille: *A Golden Treasury of Irish Poetry*. Ed. David Greene, Frank O'Connor. London 1967.

⁵ *Murphy's Stout* wird gebraut in der *Lady's Well Brewery* in Cork City und ist, ebenso wie das bekanntere *Guinness*, ein dunkles, starkes *Stout*-Bier. Sehr zu empfehlen, da preiswerter als *Guinness*.

⁶ Kilmurvey, klein, aber in Irland sehr bekannt. Hier hat in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts Robert Flaherty, ein amerikanischer Regisseur irischer Abstammung, den Film "*Man of Aran*" gedreht. Zwei der schönsten *cottages* in diesem Ort sind nur für die Dreharbeiten gebaut worden und waren nie bewohnt.

⁷ Danach kamen viele andere, meist nicht als Freunde: die Kelten, St. Patrick, der die heidnischen Götter übernahm und so die gälische Bevölkerung christianisierte, die Wikinger, die Normannen, Cromwell, dessen Name heute noch jeden Iren in Wut versetzt. Irland ist in seiner Geschichte viele Male erobert und seine Bewohner sind unterworfen worden, es hat aber niemals selbst ein anderes Land erobert.

⁸ Verszeile aus dem *emigration song* "*Thousands are sailing*".

Katja Ruppelt (Essen)

Foreign Experiences with English – in einem israelischen Kibbutz

A Dream Comes True

Es bebt unter uns, als die dröhnenden Motoren des Flugzeuges anlaufen. Immer wieder ein spannender Moment, ein kleines Wunder, wenn der riesengroße Stahlkörper von der Erde abhebt und steil ins Nichts hochsteigt, die mir vertraute Welt hinter sich läßt und mich in eine unbekannte Ferne trägt.

Noch abgehetzt von den langwierigen Sicherheitskontrollen, drücke ich mich mit einem leisen Seufzen in den ungewohnt schrägliegenden Sitz und schließe die Augen. Fliegen – was für ein unbeschreibliches Gefühl.

Gerade war ich noch mitten im hektischen Flughafengewühl, mit einem riesigem Kloß im Hals. Diesmal fiel mir der Abschied nicht so leicht. Noch immer kann ich es kaum fassen, daß es endlich soweit ist. Ein Jahr habe ich auf diesen Augenblick gewartet, dafür gearbeitet und davon geträumt, seit dem Tag, an dem ich von meiner ersten Reise in dieses Land wiederkehrte – vor fast genau einem Jahr. Der Traum, wieder dort zu sein und für eine Weile dort zu leben, wurde fast zur Besessenheit, und in den letzten Wochen überkam mich Angst, etwas Verrücktes zu tun, etwas, das mich verändern würde und mein Leben durcheinander bringen könnte.

Aber ein Lebensabschnitt – und somit eine Veränderung – hatte schon stattgefunden: meine Schulzeit war zu Ende. Welche Richtung mein Leben nun einschlagen würde, war mir noch unklar. Zunächst wollte ich mir diesen Traum erfüllen.

"Is this your first trip to Israel?"

Eine Stimme von rechts reißt mich aus meinen Gedanken.

Sherona – a New Friend

Dunkle Augen sehen mich freundlich und erwartungsvoll an. Ich schlucke kurz, um den Druck auf meinen Ohren auszugleichen, bevor ich dem Mädchen neben mir antworten kann:

"No. It is my second time. I was there last year."

Sie scheint etwa so alt zu sein wie ich. Ihre langen, glatten, dunkelbraunen Haare und ihr leichter Akzent, der mir irgendwie vertraut vorkommt, lassen mich darauf schließen, daß sie Israeli ist.

"So you like Israel?" fragt sie weiter.

"Oh yes, indeed. I loved staying there last year, and I hope that I will enjoy it this time as well."

"Are you on holiday?"

"No, not this time. Last year I travelled about three weeks through Israel, enjoying the sights. This time I will work in a kibbutz¹ as a volunteer."

"Oh, that's great. I live in a kibbutz, too. It's near Haifa. But in which kibbutz will you stay?"

"The name of the kibbutz is Nahsholim.² It is on the west coast, half way between Tel Aviv and Haifa. Have you ever heard of it?"

"Oh sure. I've got some friends there. Nahsholim is pretty near to our kibbutz, so we will nearly be neighbours. By the way, I am Sherona!"

"My name is Katja. Nice to meet you."

Was für ein schöner Zufall, so kenne ich schon jemanden in der Nähe meines neuen Zuhauses. Sie scheint Ähnliches zu denken, und wir grinsen uns eine Weile schweigend an.

"How long will you stay there?" fragt sie weiter.

"I intend to stay there for four months. But that is not sure, because I haven't bought a return ticket yet."

Wieder grinsen wir uns an wie zwei Freundinnen, die dabei sind, heimlich etwas auszuhecken.

"That can be very, very dangerous if you fall in love with Israel ...!" sagt sie geheimnisvoll.

Ich lache. Ja, gefährlich. Israel ist gefährlich ... *in many ways.*

Thoughts, Gestures and Words

Wie oft hatte ich schon bereut, mich dort zur Arbeit verpflichtet zu haben, und mir so meine Gedanken über mein recht planloses Unternehmen gemacht. Genaugenommen wußte ich nicht einmal hundertprozentig, ob ich überhaupt in Nahsholim arbeiten durfte. Die Vorbereitungen hatten sich in den letzten Wochen etwas überschlagen, und mein Ziel hatte sich noch kurzfristig geändert. Alles war nur kurz telefonisch abgesprochen worden; ich hatte sozusagen nichts in der Hand. Nicht mal ein Rückflugticket, denn auch die Flugtermine hatten sich noch verändert. Überhaupt hatte ich keine Ahnung, was mich in so einem Kibbuz, von denen es in Israel mehr als 230 gibt, erwarten würde. Ich hatte nur gehört, daß man in einigen dieser kommuneartigen Dorfgemeinschaften als Ausländer für einen begrenzten Zeitraum arbeiten und leben konnte.

"It will be different this time. It is a strange feeling not to go there as a tourist. But that is the challenge I want to experience."

Ich möchte Sherona so gerne mehr über meine gemischten Gefühle sagen, doch mir fehlen die Worte. Die verflixten englischen Worte. Hoffentlich wird mir das nicht noch zum Verhängnis, denn in den nächsten Monaten werde ich mich nur auf Englisch verständigen können. Aber um in Israel, um in diesem Kibbuz mit seinen etwa 500 Mitgliedern und Volontären aus aller Welt leben zu können, werde ich mich damit abfinden. Der Reiz, so viele Menschen aus verschiedenen Ländern kennenzulernen, gibt mir die Energie, meine Englischkenntnisse anzuwenden.

Die vier Stunden Flugzeit geben mir schon einmal die Gelegenheit, mit Sherona mein etwas in Vergessenheit geratenes Schulenglisch auszuprobieren. Es gelingt uns tatsächlich gut, wenn auch teilweise mit Händen und Füßen, ein bißchen Konversation zu betreiben. Sie erzählt mir viel über den Alltag in einem Kibbuz und über ihren Aufenthalt bei einer Freundin in Heidelberg. Dieses Mädchen hatte sie vor einigen Jahren in ihrem Kibbuz kennengelernt. In der kurzen Zeit, die wir im Flugzeug miteinander verbringen, entwickelt sich auch zwischen uns schon so etwas wie eine Freundschaft – erstaunlich, wie schnell so etwas gehen kann.

Happy New Year in Tel Aviv

Plötzlich bemerken wir, daß wir uns schon im Landeanflug auf den Flughafen von Tel Aviv befinden. Neugierig quetschen wir uns beide vor das winzige Fenster, um die ersten Zeichen von Israel zu sehen. Es ist schon dunkel draußen, und die vielen Lichter von Tel Aviv liegen unter uns wie eine funkelnde Schatztruhe. Beim Landen ruft Sherona plötzlich:

"Happy New Year!"

Ich sehe sie ungläubig an:

"But it's still October, isn't it?"

"Sure, but tonight is the Israeli New Year's night. Didn't you know that?"

"I didn't know that I was flying with a time machine."

Lachend erklärt Sherona mir die jüdische Zeitrechnung³, die 3761 Jahre und 60 Tage vor Christus beginnt, und nach der wir uns hier in der Silvesternacht des Jahres 5750 befinden.

Davon habe ich tatsächlich bisher noch nichts gehört, aber es ist auch eine alte jüdische Tradition, Silvester nach dieser Zeitrechnung zu feiern.

"So, welcome to Israel."

Ich finde mich wieder an einem neuen Ort, zu einer anderen Zeit, in einem anderen Jahrhundert und mit einer, nein, mit vielen anderen Sprachen.

Als wir endlich das Flugzeug verlassen, umhüllt mich die warme israelische Abendluft wie eine kuschelige Decke. Schnell versuche ich meinen dicken Wollpullover auszuziehen, während ich Sherona zur Flughafenhalle folge. Die warme Luft, wenn hier auch stark mit Kerosingeruch vermischt, riecht für mich schon nach Palmen, Sonne und Meer. Sofort verschwindet jede Müdigkeit und macht einer Mischung aus Erinnerungen, Neugierde und Vorfreude Platz.

The Way to Nahsholim

In der Flughafenhalle trennen sich erstmal unsere Wege. Aber am Ausgang treffe ich Sherona vollbepackt wieder. Sie steht neben einer Frau und winkt mich zu sich herüber. Die wenigen Meter erscheinen mir fast endlos. Eine Reise ist nur noch halb so lustig, wenn man sein Gepäck selbst tragen muß. Sherona macht mich mit ihrer Mutter bekannt:

"This is my mother. I told her that you have to go to Nahsholim. She said you can come with us because Nahsholim is right on our way home."

Wahnsinn! So ein glücklicher Zufall. Dankbar nehme ich die Einladung an. Mit Sheronas Bekanntschaft habe ich wirklich einen Glückstreffer gelandet. Wir kämpfen uns durch das Menschengewühl zum Auto. Sherona unterhält sich unterdessen mit ihrer Mutter auf hebräisch. Anscheinend spricht diese kein Englisch, denn meine Versuche, mich auch mit ihr zu unterhalten, scheitern. Sie lächelt mich nur an und hilft mir, mein Gepäck ins Auto zu laden. So sitze ich eher schweigend auf dem Rücksitz des Autos und lasse meinen Gedanken und Träumen freien Lauf.

Nach etwa zweistündiger Autofahrt erreichen wir das kleine Dorf Nahsholim, und ich werde bei dem Pförtner des Kibbuz abgesetzt. Sherona und ich vereinbaren, uns in den nächsten Wochen zu besuchen. Sie kritzelt mir ihre Adresse auf einen Zettel, bevor sie sich mit den Worten *"See you"* verabschiedet.

Da stehe ich nun vor diesem Pförtner, der mich von oben bis unten mustert und grinsend auf meinen großen Koffer blickt:

"So you are Katja from Germany?"

Ich nicke und bin erleichtert, nicht mehr viel erklären zu müssen.

"My name is David. We knew that you would arrive today, and the other volunteers are already waiting for you. They are always so curious when somebody new arrives. So come on, I will take you to the others."

David telefoniert noch kurz, wahrscheinlich um meine Ankunft bekanntzugeben oder um einen Pförtner zur Ablösung zu bestellen.

Security Precautions

Ja, hier bin ich im Land der tausend Sicherheitsvorkehrungen. Ich weiß, warum hier alles so streng bewacht wird. Im letzten Jahr habe ich oft genug miterlebt, mit welchen Problemen die Menschen in diesem Land leben müssen. Doch über die palästinensisch-israelischen Konflikte habe ich mir schon genug den Kopf zerbrochen, und ich halte es letztendlich für besser, mich da weitestgehend herauszuhalten.

Ich habe das israelische Volk, trotz meiner deutschen Herkunft, als ein sehr gastfreundliches erlebt und will mich diesmal weniger mit politischen Diskussionen beschäftigen. In den nächsten Monaten will ich vielmehr erleben, wie man in einem Kibbuz lebt und wie man behandelt wird, wenn man einmal nicht der devisabringende Tourist ist.

Zumindest bin ich so an die *security precautions* gewöhnt, daß mich der meterhohe Stacheldrahtzaun, der das Kibbuz umgibt, nicht abschreckt. Auch die Tatsache, daß David Soldatenkleidung und eine Waffe trägt, ist für mich kaum noch verwunderlich, obwohl ich mich noch kurz dabei ertappe, wie die Angst vor einem Kasernenaufenthalt in mir hochkommt. Als könnte David meine Gedanken lesen, sagt er plötzlich:

"I hope you are not too worried about all those security precautions. It is not important to you. We just want to keep those people out who we do not want to have in here."

Logisch, trotzdem bleibt ein komisches Gefühl. David nimmt meinen Koffer und fordert mich auf, ihm zu folgen. Während wir uns auf kleinen Pfaden, vorbei an hellen, rechteckigen Pavillons, grünen Wiesen und unzähligen Palmen durch das Kibbuz schlängeln, fragt er mich nach meiner Aufenthaltslänge und stellt all die Fragen, die ich noch so oft an diesem Abend und in den folgenden Tagen hören werde.

Neugierig sehe ich mich um, und schließlich frage ich auch nach dem, was mich erst einmal am meisten interessiert:

"Excuse me please, but where is the beach?"

David dreht sich grinsend um und zeigt irgendwo ins Dunkle:

"It is right over there, you cannot miss it. By the way, the whole kibbutz is a kind of beach. You will see that later when you join the party."

Party, hatte er Party gesagt? Mir fiel diese Neujahrssache wieder ein:

"A New Year's Party?"

"Hm. Tonight they might celebrate New Year's Day, tomorrow – who knows. It is an old kibbutz tradition to have a party whenever somebody finds a reason. If nobody does, this is also reason enough."

Na, das hört sich ja nun schon viel besser an, von wegen Kaserne.

New Faces

David deutet zu einer Reihe kleiner Pavillons hinüber, vor denen eine Gruppe junger Leute herumsteht. Sie scheinen unser Ankommen schon neugierig zu beobachten.

"Here we are. Hi guys, this is Katja from Germany. And Katja, this will be your family for the next few weeks. They will take good care of you. I think the others will explain the rest to you. I have to go back now, but I am sure we will see each other at the party tonight. I just have to work till eleven. By then you will already know most of the others. See you later!"

Er stellt meinen Koffer vor einem dieser Pavillons ab, bevor er wieder in der Dunkelheit verschwindet. Ich fühle mich einen Augenblick lang etwas alleingelassen. Aha, da stehe ich nun wieder und kenne natürlich niemanden. Doch kaum hat sich David umgedreht, stürmen die ersten "Familienmitglieder" auf mich zu:

"Hello!" – "Hey!" – "Welcome!"

Zu viele Stimmen auf einmal. Jeder drückt mich, stellt sich vor. Zu viele neue Gesichter, zu viele Namen: Deborah, Karin, Jason, Andrew, Tracy, Charly, Nicolas, Jacky, Flemming, York, Henk ...

Manche sagen auch sofort, woher sie kommen: Brasilien, Kanada, Norwegen, Holland, Irland, Frankreich, Südafrika, Amerika, Australien, Spanien, England, Dänemark, Schweden – unglaublich, hier ist tatsächlich die halbe Welt vertreten. Karin, die Norwegerin, zieht mich zu sich herüber:

"Come on, you will stay with me, Tracy and Andrew in the swamp."

Aha, bitte was? Sie zieht mich in einen der Pavillons, wo ich anscheinend ab jetzt mit ihr wohnen soll. Unsere Behausung stellt sich als zwei einfach eingerichtete Räume heraus. Die gemütliche Unordnung erklärt eindeutig, warum Karin das hier als "swamp" bezeichnet.

Bevor ich mich noch richtig umsehen kann, wird mir ein Glas Wodkabowle in die Hand gedrückt, um auf meine Ankunft anzustoßen. Der Raum füllt sich mit immer mehr Gesichtern, und mir werden unzählige Fragen gestellt. Dabei erfahre ich, daß wir nun, mit mir, 37 Voluntäre sind. Die internationale Gruppe hat ein neues Mitglied – *"and that's a reason to party."*

The Beach Party

Kaum habe ich die vielen Namen gehört und unzählige Hände geschüttelt, zupft Karin schon an mir und sagt:

"Now you should get to know the rest of us. There is a party on the beach, and we were just waiting to take you with us!"

Ich fühle mich zwar etwas müde, aber merke, daß ich das gar nicht erst erwähnen brauche. Also ziehe ich mich nur schnell um und werfe meine restlichen Sachen neben mein klappriges Bett, bevor ich den anderen auf die Party folge.

Am Strand sind schon mindestens fünfzig andere junge Leute versammelt, die bereits ausgelassen im Sand tanzen oder es sich auf Decken und Liegestühlen um ein Lagerfeuer gemütlich gemacht haben.

Wieder werde ich in Windeseile vorgestellt und herzlich begrüßt. Außer den Voluntären feiern auch viele junge Kibbuzniks, d.h. hier lebende Israelis, mit.

Überall fröhliche Gesichter. Es wird gegrillt, getanzt und natürlich auch einiges getrunken. Es ist eine tolle Strandfete! Bemerkenswert ist nur die Tatsache, daß ich noch vor einer Stunde niemanden von den anderen kannte, und jetzt werde ich in Sekundenschnelle in die Gemeinschaft aufgenommen. Ein wunderbares Gefühl!

Ich erzähle wieder und wieder, wo ich herkomme, wie lange ich bleibe, warum und wann ich schon mal in Israel war. Ich erfahre, daß auch andere Voluntäre, wie ich nach dem Schulabschluß, hier eine gewisse Pause vom normalen Leben machen.

Speaking English

Nach und nach fällt es mir immer leichter, meine Gedanken auf Englisch auszudrücken. Erleichtert stelle ich fest, daß es hier auch gar nicht so wichtig ist, völlig korrektes Englisch zu sprechen. Die meisten haben Englisch auch nur als Zweitsprache gelernt. Eine Volontärin kommt auf mich zu:

"Hello. I am Petra, the only other German volunteer. I am from Hamburg. It is really nice to have somebody here from home."

"Oh, fine" – "Ach was, mit Dir kann ich ja deutsch reden ..."

"No, better not. Everybody talks English here and it is better to get used to it. It would be impolite to the others to speak German, because then they could not understand what we are talking about."

"Sicher." – "... eh, sure."

Petra erzählt mir noch einiges über die Leute hier und über unsere Arbeit. Dies macht sie auf Englisch, womit mein letzter Hoffnungsschimmer stirbt, mich hier in meiner deutschen Muttersprache unterhalten zu können. Aber die Verständigung hier ist glücklicherweise recht unkompliziert, und mein Traum, so viele unterschiedliche Menschen auf einer Reise kennenzulernen, erfüllt sich schneller als gedacht.

Spaß und Freundschaft bedürfen auch nicht so großer Ausdruckskunst, und jeder hier bemüht sich, verstanden zu werden und zu verstehen. Beim Tanzen gibt es noch weniger Schwierigkeiten. Die meisten Lieder, die aus dem Kassettenrekorder ohrenbetäubend für Stimmung sorgen, kenne ich. Es sind nicht gerade die aktuellsten, aber eine wirklich gute Mischung. Es sind eben genau die Hits, die jeder kennt, weil sie weltweit bekannt geworden sind.

Langsam beginnt sich alles um mich herum zu drehen, obwohl ich schon länger nicht mehr tanze. Liegt es an den vielen neuen Eindrücken oder doch eher an den paar Gläsern Wodka? Liegt es an den vielen neuen Eindrücken oder doch eher an den paar Gläsern Wodka? Liegt es an den vielen neuen Eindrücken oder doch eher an den paar Gläsern Wodka?

Irgendwann, mein Zeitgefühl hat sich gemeinsam mit meinem Gleichgewichtssinn längst verabschiedet, gehe ich mit Tracy und Andrew zu unseren Räumen. Noch angezogen lasse ich mich auf mein Bett fallen. Total geschafft!

Als Karin kurze Zeit später nachkommt, versuchen wir noch etwas über den Abend zu plaudern. Aber ich bin kaum noch zur Konversation fähig und schlafe bald mit einem Lächeln ein, das sich anscheinend schon seit meiner Ankunft hier in mein Gesicht gegraben hat.

A Great Community

Unbelievable how time flies when you are enjoying yourself! – So turbulent wie meine Ankunft im Kibbuz sind auch die nächsten Monate.

Aus Bekannten werden Freunde, mit denen ich tagtäglich arbeite, träume, feiere, Ausflüge mache – kurz gesagt, mit denen ich zusammenlebe. Die Volontärgemeinschaft stellt sich als eine lebenslustige und sehr eng miteinander befreundete Gruppe heraus, deren Mitglieder, ganz nach dem Vorbild des Kibbuzlebens, alles miteinander teilen.

Dazu gehören auch manche Probleme, die leider oft auch ein Grund sind, warum einige ins ferne Israel gereist sind. Ich erfahre, daß manche von uns zu Hause bitter enttäuscht, mißhandelt oder sogar vergewaltigt worden sind und sie für längere Zeit hierher kommen, um diese Erlebnisse zu verarbeiten. Vielleicht ist es eine Flucht, aber ganz verdrängen kann man seine Vergangenheit hier nicht, denn jeder will so viel wie möglich über das Leben der anderen wissen, und dazu gehören auch die unangenehmen Erlebnisse.

Wir brauchen den engen Zusammenhalt, da jeder von uns ganz alleine hierher gekommen ist, aber nicht alleine bleiben will. Zudem wohnen wir so eng zusammen und sehen uns von morgens bis nachts, daß es nicht möglich ist, einander viel zu verheimlichen oder vorzumachen.

Wir alle haben nichts außer den Dingen, die wir mitgebracht haben, und dem wenigen Geld (etwa 100 Schekel, d.h. ca. 100 DM pro Monat), welches wir für unsere Arbeit bekommen. Alles Übrige ist Allgemeingut. Trotzdem fehlt es uns an nichts, wir sind glücklich. Wir sind nicht alleine, haben unseren Spaß und bekommen vom Kibbuz alles, was wir an Verpflegung und Lebensnotwendigem brauchen.

Wir müssen an sechs Tagen pro Woche für jeweils 6 bis 8 Stunden täglich in verschiedenen Bereichen arbeiten. Wir werden wechselweise zur Arbeit in Obst- oder Baumwollplantagen, in der Großküche, der Wäscherei, einer Plastikfabrik oder in dem kibbuzeigenen Hotel eingesetzt.

Working in the Fields

Die Jobs auf den Feldern gehören zu den anstrengendsten, da wir dort stark körperlich arbeiten müssen und schon vor Sonnenaufgang anfangen. Trotzdem sind diese Jobs die beliebtesten, da wir hierbei mit vielen anderen zusammenarbeiten und schon gegen Mittag unsere Pflicht erledigt haben. Mit etwa zehn Voluntären werden wir auf die Felder gefahren, um dort hinter Traktoren herzulaufen und das geerntete Obst aufzuladen. Dabei werden wir mit lauter Musik beschallt.

Bei dieser ziemlich monotonen und harten körperlichen Arbeit hat man viel Zeit, miteinander zu reden und auch ab und zu ein wenig Unsinn zu machen. So sind Tracy, Jason, Deborah, Flemming und ich es an einem Tag ziemlich leid, unter den Avokadobäumen herumzukriechen. Deborah meckert als erste los:

"I really can't stand it anymore to catch those heavy dark avocados. They seem to me like big green noses and it is so difficult to see them at all. It is just too dark under those trees and the fruit look exactly like the leaves."

"I cannot understand how anybody can eat those disgusting things. They smell awful and they have no taste at all!" mault Flemming weiter.

Wir steigern uns immer mehr in unsere Wut und fragen schließlich unseren Traktorfahrer, wer, um Himmelswillen, all diese Avokados essen soll. Dror, der Fahrer, macht sich zu allem Überfluß noch über uns lustig:

"I love them! People all over the world are crazy for them. You should never forget how healthy they are. Didn't you know that if you eat one of them every day for about a hundred years you will get really old!"

Wir sehen uns entgeistert an. So ein blöder Witz, aber dann müssen wir doch lachen. Diese Belehrung muß belohnt werden.

"Taste this one! It is specially picked for you", ruft Jason.

Schon fliegt die erste Avokado und verfehlt nur knapp ihr Ziel. Aber Dror hat verstanden und stoppt den Motor des Traktors. Er dreht sich um, greift mehrere der "gesunden Früchte" vom Anhänger und bewirft uns damit.

Jetzt geht es darum, unsere Vorräte gezielt einzusetzen. Dumpf landen die meisten Avokados unversehrt wieder auf dem weichen Erdboden. So fühlen wir uns fast wie die Pioniere, die heldenhaft Bäume in die Negev-Wüste pflanzen. Jason fällt dann auch noch ein weiterer Vorzug der Avokados ein. Von Dror genau auf die Stirn getroffen, fließt eine überreife Avokado an seinem Gesicht herunter, was er lachend kommentiert:

"And at least, don't forget how good they are for your skin!"

Lachend versuchen wir später, nun wieder etwas motivierter, weiterzuarbeiten, was allerdings kaum noch möglich ist. Der kleine Zwischenfall wird uns nicht weiter verübelt, da auch Dror, der für unsere Gruppe verantwortlich ist, seinen Spaß hatte.

Trotzdem werden wir von unserer Voluntärleiterin in der nächsten Woche vorsichtshalber in die Baumwollplantagen versetzt. Dagegen haben wir aber auch keinerlei Einwände, denn wir können die Avokados einfach nicht mehr sehen.

Living in the Kibbutz

Nach der Arbeit gehen wir meistens erstmal schlafen. Wie schon am ersten Tag angekündigt, wird fast jeden Abend irgendetwas gefeiert, und so hat man nachts kaum Gelegenheit, viel zu schlafen.

Gründe für die Parties finden sich reichlich: man feiert im kibbuzeigenen Pub, auf unseren Zimmern, am Strand oder sogar auf den Dächern der Pavillons. Wenn immer neue Voluntäre ankommen oder jemand wieder abreisen muß, wird gefeiert. Oft aber auch nur, um den Tag ausklingen zu lassen.

Besonders freuen wir uns natürlich auf den Sabbat, den jüdischen arbeitsfreien Sonntag, der eigentlich ein Samstag ist. Da haben wir die Gelegenheit, Ausflüge in die Umgebung zu machen. Zudem wird auch einmal pro Monat ein dreitägiger Ausflug vom Kibbutz für uns organisiert. So können wir dann gemeinsam die vielen schönen Landschaften und Sehenswürdigkeiten Israels kennenlernen.

Es ist immer wieder erstaunlich, was dieses winzige Land in dieser Beziehung alles zu bieten hat: das Tote Meer, das Rote Meer, das Mittelmeer, den See Genezareth, Wüsten, Canyons, Berge, orientalische Dörfer, heilige Städte und modernste Großstadtgebiete.⁴ Ein Land voller Gegensätze – vielleicht sind sie der Grund für die vielen Probleme hier, die uns immer wieder in die reale Welt und aus unseren Träumen reißen.

Doch zumindest in unserem Kibbuz können wir die Illusion der heilen Welt im gelobten Land, wo Milch und Honig fließen, erleben.

Ich habe während meines Aufenthaltes dort die ganze Zeit das Gefühl, unglaublich glücklich zu sein. Das Leben ist so unbeschwert, frei von Leistungs- und Besitzzwang, daß ich mir manchmal wünsche, immer dort leben zu können. Ich denke nur selten an Deutschland. Überhaupt denke ich irgendwann nicht mehr deutsch, sondern englisch. Die Sprache scheint mir bald so normal und unkompliziert, als wäre sie meine Muttersprache. Vielleicht denke ich auch nur viel weniger an Vokabeln und Regeln.

So sehr ich während der Schulzeit das Englischlernen oft gehaßt habe, bereue ich hier, dieser nützlichen Sprache bisher nicht mehr Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Durch sie, so merke ich, habe ich die Möglichkeit, nicht nur in Deutschland zu leben, sondern Menschen aus aller Welt kennenzulernen. Ich nehme mir fest vor, diese Sprache weiter zu lernen, sobald ich wieder zurück in Deutschland bin.

Hope to see you again

Zurück nach Deutschland – der Tag rückt immer näher. Immer wieder heißt es Abschied nehmen, irgendwann auch für mich.

Diese Abschiedsszenen sind wohl das einzige, was uns die Stimmung verderben kann. Jedesmal verlieren wir einen guten Freund, jemanden, der uns sehr viel bedeutet und schrecklich fehlt, sobald er weg ist. Es ist so traurig, ein Gesicht zum letzten Mal zu sehen. Man verabschiedet sich mit dem Wissen, sich wahrscheinlich nie wiederzusehen. Zu verstreut lebt diese durch Zufall zusammengewürfelte Menge auf dem Globus, wenn sie dann wieder auseinandergeht.

Wir tauschen zwar unzählige Adressen aus, nehmen uns vor, Kontakt zu halten und uns eines Tages wiederzutreffen. Aber wir alle wissen, wie unmöglich es ist, allen zu schreiben. Einige Freundschaften zu anderen Volontären oder Israelis werden überleben, doch selbst da wird unser Verhältnis zueinander unter der Distanz leiden. Die Zeit, in der wir zusammengehören, die wir gemeinsam erleben, geht zu Ende. Nur im Kibbuz selbst bleibt diese Gemeinschaft mit wechselnden Mitgliedern.

Wer geht, weint, und keiner schämt sich dafür. Doch so weh es auch tut, es wird wohl keiner von uns bereuen, hier gewesen zu sein. Die Erinnerungen an eine fast paradiesische Zeit und an die Freunde, die wir gefunden haben, bleiben uns.

Ob ich sie eines Tages wiedersehe? Wer weiß – ich hoffe es. Andrew, der irische Religionsstudent, mit dem ich im "swamp" gewohnt habe, sagt mir zum Abschied:

"See you one day in that happy big kibbutz in the sky! – Wherever it might be, I hope to see you again."

Anmerkungen

¹ Der Kibbuz ist ein gemeinschaftliches, kollektives Dorf, in dem es keinen Privatbesitz gibt, sondern allen alles gehört. Jedes Kibbuz-Mitglied stellt seine Arbeitskraft in den Dienst der Gemeinschaft und erhält dafür Wohnung, Nahrung, Bekleidung und Geld für andere Lebensnotwendigkeiten. Die einzigartige Siedlungsform ist nur auf dem Hintergrund der Entstehung des modernen jüdischen Staates zu verstehen.

² Der Ort Nahsholim Dror ist als "Dor" im Buch Josua (11,2) in der Bibel erwähnt. Er war phönizischer, dann hellenistischer Hafenort. Das Kibbuz wurde 1948 mit dem Ziel, Seefischerei zu betreiben, gegründet.

³ Rosch Haschana (hebr. *rosch*: Kopf, Beginn) ist das jüdische Neujahrsfest und bezeichnet den Tag der Welterschöpfung, welche nach jüdischem Glauben 3761 Jahre und 60 Tage v. Chr. stattfand und den Beginn der jüdischen Zeitrechnung markiert.

⁴ Dank seiner geographischen Lage, seiner Topographie und seines Klimas besitzt Isreal eine erstaunliche Vielfalt von Pflanzen auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche von 20.800 qkm. Insgesamt gibt es ungefähr 2.300 Pflanzenarten. Man unterscheidet drei Hauptgebiete, die Küstenebenen und das Bergland, das Jordantal mit dem See Genezareth und der Arava-Ebene sowie die südliche Negev-Wüste.

Kai Uwe Hölscher (Dortmund)

English as a World Language – mit ERASMUS in Athen

Das Angebot war einfach zu verlockend – auch wenn es auf den ersten Blick für einen Studenten der Anglistik nicht besonders naheliegend erschien. Dennoch, oder vielleicht auch gerade deshalb, hatte mich die Möglichkeit, über das ERASMUS-LINGUA-II-Programm der Europäischen Gemeinschaft das Sommersemester an der Neugriechischen Universität von Athen zu verbringen, unwiderstehlich angezogen:

"English taught by native speakers, Teaching Practice and Modern Greek are on the programme."

Wow! Vier Monate, bei Bedarf auch gerne etwas länger, Griechenland: Sommer, Sonne, Sand und Strand – diese verklärten Gedanken machten schon beim Landeanflug auf das Häusermeer der Millionenmetropole Athen eher sachlich-nüchternen Überlegungen Platz:

"Du bist ganz allein in dieser riesigen Stadt, in einem Land, das du nicht kennst, mit nichts als dem Namen irgendeines Hotels auf einem verknitterten Zettel ... – und du sprichst noch nicht einmal ihre Sprache!"

Ich schüttle die trüben Gedanken ab, schiebe die Tasche höher auf die Schulter und das Kinn entschlossen vor – zumindest wird es ein Abenteuer sein, und quasi nebenher werde ich am eigenen Leib erfahren, ob Englisch dem Anspruch, Weltsprache zu sein, wirklich gerecht wird – und reihe mich ein in den nicht enden wollenden Strom der Menschen, vorbei an Sprechern, die ich nicht verstehe, und Schildern, deren seltsam anmutende Aufschriften ich nicht lesen kann, dem Ausgang entgegen.

Schon vor dem Flughafengebäude wird klar, was es bedeutet, in einer wirklichen Großstadt zu leben. Eine Woge von Menschen, alle in Eile, erfasst mich und spült mich direkt vor den Taxi-Stand.

"Na prima, hier wollte ich doch hin", denke ich und klettere in die betagte Limousine. Eine Sprungfeder bohrt sich mir in den Rücken, als der Wagen losschießt, einer unbekanntem Zukunft entgegen.

Welcome to the Jungle

Im Taxi die erste Begegnung mit dem südländischen Temperament: trotz hoffnungslos verstopfter Straßen gibt der Mann hinter dem Volant ungehemmt Gas; Hupe und geballte Faust ersetzen Blinker und Bremse. Vorbei an prächtigen Villen mit Blick auf die blauen Fluten des Saronischen Golfs geht die Fahrt palmengesäumte Boulevards hinab den grauen Betonburgen des Zentrums entgegen.

Mit der Flut des Verkehrs tauchen wir ein in dunkle Häuserschluchten, in den Straßen wimmelt es von PKWs und Zweirädern aller Art, eine Ambulanz bahnt sich mühsam den Weg. Der Lärm ist ohrenbetäubend, und überfüllte Dieselsebusse stoßen unablässig schwarze Rauchwolken aus. Die Luft beißt in den Lungen. Hastig ziehe ich meinen Arm zurück, als das erste Moped gefährlich nahe an meiner Scheibe vorbeischrämt. Ich schließe den Sicherheitsgurt, das Gesicht des Fahrers verzieht sich zu einem schiefen Grinsen. Lässig hebt er den Arm und bedeutet mir, nach rechts aus dem Fenster zu schauen ...

Zum ersten Mal wird mir bewußt, nicht in irgendeiner europäischen Großstadt zu sein, sondern in Athen: Gegenwart und jahrtausendealte Kultur liegen hier dicht beieinander. Majestätisch reckt sich eine Gruppe schneeweißer Säulen direkt aus dem Dunst in den Himmel, noch immer beeindruckend, obwohl auf allen vier Seiten von stark befahrenen Ausfallstraßen eingeschlossen.¹ Die Säulen fliegen an mir vorbei, aber wo ist nur ... ?

Sie läßt nicht lange auf sich warten, schon hinter der nächsten Kurve liegt sie strahlend im Sonnenlicht – die Akropolis, Wahrzeichen Griechenlands. Ungezählte Male auf Photos gesehen, fegt mich der Anblick der weißen Marmortempel auf dem mächtigen Felsblock hoch über dem Häuserwald der Stadt förmlich hinweg. Ich versuche, aus dem eben Gesehenen praktischen Nutzen für mich selbst zu ziehen:

"Na also, dieses Ding hat hier 2000 Jahre überstanden – vier Monate sollten da zu schaffen sein!"

Für weiteres Sinnieren bleibt keine Zeit, wir überqueren den geschäftigen Omonia-Platz, den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt. Die Akropolis verschwindet hinter den Häuserfronten, die Straßen werden schmaler, dunkler, der Lärm der Großstadt ebbt ab. Das Taxi sucht sich einen Weg durch die winkligen Gassen, Müll und Unrat türmen sich am Straßenrand vor verfallenen Häuserfronten. Überall bröckelt der Putz, und ein aufgebrochenes Tor gibt den Blick

frei auf einen einsamen Orangenbaum in einem dunklen Innenhof. Eine magere Katze liegt gelangweilt in seinem Schatten, in einer zerbrochenen Fensterscheibe spiegelt sich das Schild "Hotel". Das Taxi stoppt – endlich am Ziel ...

Wahlverwandtschaften

Man hat mich erwartet, ein Zimmer ist reserviert. Eine stupsnasige Blonde hüpfte die dunkle Treppe herunter und stellt eine Frage – auf Holländisch.

"Bitte was!?" erwidere ich. Sie schaut mich verständnislos an, wendet sich und ruft in das dunkle Treppenhaus:

"Oh! He's not Dutch – he's German!"

Fieberhaft suche ich nach einer Erklärung für diesen Mißstand, doch die Antwort einer Stimme aus dem Nichts baut mich auf:

"We still love him!" Die Besitzerin der Stimme kommt gleich hinterher: *"Hi, I'm Justine from Manchester. You live next-door."*

Sie scheint sehr pragmatisch zu sein – mit einer schnellen Drehung befördert sie mich und mein Gepäck in den Lift und hinauf in mein Zimmer:

"Why don't you unpack later? Come and have a coffee with us!"

Die unverfängliche Einladung zum Kaffee wird zum mehrstündigen Spaziergang. Meine beiden Begleiterinnen haben sich für meinen Willkommensgruß ein kleines Café in Kolonaki ausgesucht, denn natürlich hat auch Athen sein exklusives Einkaufszentrum mit schicken Cafés, in denen man sitzt und sieht und natürlich gesehen werden will. Mir kommt es vor wie ein Marsch ans andere Ende der Stadt.

Der Weg zurück wird für einige dringend notwendige Einkäufe genutzt. Grinsend überreichen mir meine beiden Begleiterinnen in einem Supermarkt eine Dose Insektenspray ...

"Ehm, what's that for?"

Ihre Antwort ist ausweichend, ihr Lächeln vielsagend:

"Oh, just in case..., you don't know the hotel, yet."

Ich sollte es schon bald kennenlernen.

In der Lobby herrscht rege Betriebsamkeit. Meine Mitstreiter haben sich eingefunden, und eine buntgewürfelte Gruppe von Studenten von den Azoren bis Österreich, von Nordnorwegen bis Süditalien steht scherzend beisammen. Fast alle sind allein gereist, jeder Neuankömmling wird fröhlich aufgenommen, die Langeweile erhält keine Chance. Unterschiedliche Sprachfetzen wirbeln durcheinander, jeder hilft jedem, und alle helfen gern – es macht Spaß. Ich stutze beim Anblick einiger grell geschminkter Damen, die die Barhocker vor der Hotelbar besetzen. Irgendwie wollen sie nicht recht zum Rest der Gruppe passen.

"Ehm, who are they?"

Meine neuen Freunde lächeln mich mit den unschuldigsten Gesichtern der Welt an.

"Who?"

"Those girls!"

"Oooh."

Der Portier schaltet sich ein:

"Prostitutes from Albania. Don't worry, they'll just stay for a few days. They don't work here."

Aha. Na, die Mädels machen ja auch nur ihren Job. Jemand schlägt mir von hinten auf die Schulter. Es ist Justine, die mich anstrahlt:

"I told you, you don't know the hotel yet!"

Für heute möchte ich auch nichts mehr kennenlernen und mich stattdessen lieber mit dem durchgelegenen Bett befassen – keine Chance. Infernalisches Gebrüll in den Gängen läßt mich aufhorchen, jemand trommelt mit beiden Fäusten an meine Tür:

"Leave your stuff unpacked, we're all going for a drink!"

Wenn das so weitergeht, wird mein Gepäck so bleiben müssen, wie es ist – und es sollte in diesem Tempo weitergehen

...

Tücken des Alltags

Die Formalitäten sind dank einer helfenden, von ERASMUS gesandten Hand in Form einer griechischen Studentin schnell erledigt. Die Professoren der Universität zeigen sich verständnisvoll:

"You are not just here for your studies – go and travel and try to learn as much as you can about Greece and the Greeks. And make sure you stay for the summer!"

Wer läßt sich das zweimal sagen? Vorerst aber gilt es, das Leben in der Großstadt zu meistern. Der Alltag ist gespickt mit kleineren und größeren Abenteuern, die im Nachhinein für Gelächter sorgen, schließlich sitzen alle im selben Boot, und niemandem ergeht es großartig anders.

Der tägliche Weg zur Universität wird zum Hürdenlauf durch den wahnwitzigen Verkehr. An der Ampel erklärt mir eine Studentin aus Norwegen alle notwendigen Tricks und Kniffe. Die Fußgängerampel zeigt grün, trotzdem fließt der Verkehr ungehindert weiter.

"There's just one way to cross a street here in Athens", werde ich belehrt, *"just go!"*

Sie betritt zögernd die Fahrbahn.

"And there are three possible reactions of the drivers."

Ich lausche ihren Ausführungen und bemühe mich, ihr auf den Fersen zu bleiben.

"Just keep in mind, you have to keep moving! The drivers will either stop or drive around you."

Wir haben es fast bis zur Mitte der Straße geschafft.

"Or they'll blow the horn and then you have two seconds to jump out of their way!"

Sie ergreift meinen Arm und spurtet los, hinter uns verklingt das langgezogene Hupen eines vorbeidonnernden Busses ...

Als ähnlich aufregend gestalten sich die einfachsten Handlungen des täglichen Bedarfs. Der simple Kauf von braunen Schnürsenkeln wird zur Irrfahrt durch das Labyrinth der Stadt.

Ein einfaches Schuhgeschäft sollte mit dem Gewünschten dienen können. Ich trete ein.

"Excuse me, Madam, do you speak English?"

Ihre Antwort verblüfft:

"Un poco." 2

Das ist nun meines Wissens Spanisch, aber immerhin, man hat mich anscheinend verstanden. Gesten ersetzen fehlende Worte:

"Shoelaces, nai, nai." 3

"Was!?"

"Yes!"

Na, ein Glück. Sie hakt plötzlich ihren Arm unter und schiebt mich zurück auf die Straße – habe ich etwas Falsches gesagt? Der Blick wandert irritiert umher, nach oben, nach unten, und ich werde schnell eines Besseren belehrt. Auf dem Pflaster vor mir kauert ein Schuhputzer. Sie gehören in Athen noch immer zum Straßenbild. Das Auge erspäht das begehrte Objekt, ich ergreife die Senkel und frage:

"How much?"

Der alte Mann sieht mich fragend an, entreißt mir die braunen Bänder und drückt mir ein Paar schwarze in die Hand. Sicher, er hat recht. Im Augenblick trage ich schwarze Schuhe, aber trotzdem hätte ich doch eigentlich viel lieber braune Schnürsenkel. Ich gebe ihm die schwarzen zurück und nehme die braunen wieder an mich. Diesmal halte ich die Hand so hoch, daß er sie vom Boden aus nicht erreichen kann:

"How much?" wiederhole ich.

Er starrt mich an, öffnet den Mund, und ein Schwall fremder Worte bricht über mich herein. Eine mit Tüten beladene, schwitzende Hausfrau muß herhalten:

"Excuse me, Madam, do you speak English?"

"Nein!"

Sie spricht Deutsch! Der Gedanke, jemanden auf Deutsch anzusprechen, war mir bisher nicht gekommen.

Der als Teil des ERASMUS-Programms verpflichtende Griechisch-Kurs soll befähigen, Situationen wie diese zu meistern. Die Premiere fällt ins Wasser.

Sonntagnachmittag in einem Straßencafé am Sindagma-Platz im strahlenden Sonnenschein. Gegenüber hebt sich das helle Gelb des griechischen Parlaments nett vom hellblauen Himmel ab. Die Kellnerin kommt erwartungsvoll näher.

*"Ena kafés!"*⁴

Ha! Das hätte ein echter Grieche sagen können. Die Antwort der Kellnerin dämpft die aufkommende Begeisterung:

"Gern, Milch und Zucker dazu?"

Wie soll man die Landessprache erlernen, wenn einem niemand auch nur annähernd eine Chance gibt!?

Meine griechische Begleiterin lauscht geduldig meiner Klage und bringt Licht ins Dunkel. Sie geht sehr diplomatisch vor:

"Well, you know, it's not that you have blond hair or blue eyes – many Greek people do. Your problem is you have both. And that makes you very, very different."

Citylights

Die Zeit rast, jeder Tag ist zu kurz in dieser Stadt, die auch niemals zu schlafen scheint. Ein kleines Café wird für die Studenten von ERASMUS in Besitz genommen und zu internationalem Gebiet erklärt. Hier trifft man immer ein bekanntes Gesicht, die Atmosphäre lädt ein zum Verweilen, zum Austausch von Erfahrungen, kulturellen Besonderheiten oder einfach nur von neuestem Klatsch. Hinter allem steht die Erfahrung, daß zwischen Studenten aus ganz Europa irgendwie doch keine großen Unterschiede zu bestehen scheinen, Nationalitätsgrenzen verschwimmen, Sprachbarrieren existieren nicht, Englisch "funktioniert".

Immer finden sich Gleichgesinnte, die für Streifzüge durch den *urban jungle* zu haben sind, sei es durch das abgewirtschaftete Studentenviertel Exarchia mit seinen zahlreichen Bars und Hinterhof-Cafés, die niemals schließen wollen, sei es zum sonntäglichen Flohmarkt in der malerischen, weil seit langem denkmalgeschützten Altstadt Athens im Schatten der Akropolis, wo Zigeunerinnen, die geradewegs der wilden Lagerfeuerromantik kitschiger Postkarten entspringen zu sein scheinen, in bunte Gewänder gehüllt und mit schwerem Goldschmuck beladen, Waren aller Art anbieten – im Mundwinkel die unvermeidliche Zigarette.

Oder nach Piräus, der offiziell unabhängigen Stadt, die inoffiziell einfach nur als Hafen von Athen bezeichnet wird. Von hier gehen Schiffe aller Größenordnungen in alle Welt und kleine Fährschiffe zu den griechischen Inseln, und heute würde man angesichts des immer weiter um sich greifenden Hafenumfeldes wohl keinem Mädchen mehr raten, des Nachts allein am Kai zu stehen, um den Schiffen nachzublicken, wie einst Melina Mercouri sang.

Jede dieser Fahrten wäre einen eigenen Bericht wert, so vielfältig und schillernd die Eindrücke allein auf den Fähren, die, von Klängen griechischer Musik begleitet, der Sonne entgegen über die blaue Ägäis gleiten. Pistazienverkäufer und fliegende Händler kommen an Bord, und oft tanzt eine Gruppe griechischer LKW-Fahrer zum Klang der Buzuki in einer Ecke. Ouzo macht die Runde, und mehr als einmal werden die Gruppen der Studenten neugierig betrachtet und auch dazu eingeladen, *Greek life* kennenzulernen, und die Gesichter werden eine Spur freundlicher, wenn auf die Frage *"Where are you from?"* die Antwort fällt:

"From England, from Portugal, from Holland and Germany."

Vier Monate – die Zeit, die am Anfang so lang erschien, erweist sich schnell als zu kurz, um überhaupt nur Athen zu erleben, denn Athen ist besser als sein Ruf. Das kleine Buch mit den gesammelten Adressen wird zum bestgehüteten Schatz, und ich halte es mit den Worten von Justine:

"Athens is a character-building experience – if you survive here, you can survive anywhere!"

Anmerkungen

¹Die Säulen des Tempels des Olympischen Zeus sind normalerweise die ersten Zeugen antiker griechischer Baukunst, die der Athen-Besucher auf seinem Weg ins Zentrum zu sehen bekommt. Die Bauzeit des Tempels erstreckte sich von 550 v. Chr. über mehr als 700 Jahre, nur 15 der einst 104 korinthischen Säulen sind stehend intakt geblieben.

²*"Un poco"* – spanisch für "Ein bißchen"

³*"Nai, nai"* – neugriechisch für "Jaja"

⁴*"Ena kafés"* – neugriechisch für "Einmal Kaffee"